

■ Die Verbundenheit der Dinge

Sebastian Gießmann, *Die Verbundenheit der Dinge. Eine Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke*, Berlin (Kadmos) 2014, 512 S., 80 Abb., 29,80 €

Sebastian Gießmann hat ein großes Buch geschrieben. Sein »Archiv der Netzwerkgeschichte« beginnt im alten Ägypten und endet mit Reflexionen zum Heute, es behandelt antike Mythologie und das Neue Testament ebenso wie die Saint-Simonisten und die Computerwissenschaft der 1960er Jahre. Es basiert auf einem breiten kultur- und medienwissenschaftlichen Theoriekanon, der von Walter Benjamin bis Ludwig Wittgenstein reicht und große Inspiration insbesondere von Michel Serres bezieht. Bei der Bandbreite der erzählten Geschichten und in Anbetracht des extrem langen zeitlichen Horizonts, über den sie sich erstrecken, wird der geschichtswissenschaftlichen Leserin bisweilen schwindelig. Sie muss innehalten und sich noch eine Weile am ersten automatisierten Apparat zur Telefonvermittlung in La Porte bei Chicago festhalten, während der Autor schon die spielerischen Anfänge der mathematischen Graphentheorie im 18. Jahrhundert in Frankreich und Irland beschreibt. Sich mit Sebastian Gießmann auf diese »polyhistorische« Karussellfahrt durch die Geschichte der *Verbundenheit der Dinge* zu begeben, lohnt sich jedoch. Denn eine Geschichtswissenschaft, die sich dem Stil transnational oder global vernetzter Erzählungen verschrieben hat, sollte sich über die Historizität des Begriffs und des Bildes des Netzwerks bewusst werden. Zudem bietet Gießmanns Studie die Möglichkeit, die Netzwerkgesellschaft, in der wir heute leben, historisch zu verorten und beschreibbar zu machen.

Dem Autor geht es um die Objektreferenz von Netzwerken. Welche Rolle spielt das materielle Netz in der Kulturtechnik der Netzwerke, und wie wandelt es sich im Laufe der Zeit? Die Entstehung dieser Kulturtechnik der Netzwerke datiert Gießmann auf das 18. Jahrhundert.

Erst dann werden Praktiken des Vernetzens menschlicher und nicht-menschlicher Akteure auch in einen reflexiven Diskurs eingebunden und somit »explizit zum Netzwerk erhoben«. Dieses Netzwerk fasst Gießmann als ein Quasi-Objekt im Sinne Michel Serres, das »Menschen und Dinge, Zeichen, Institutionen und Räume« gleichermaßen integriert. Mit dieser Herangehensweise kann Gießmann beidem, dem Diskurs und der Materialität von Netzwerken, nachgehen und insbesondere darauf kommt es ihm an.

Gießmanns Studie ist grob chronologisch geordnet. Sie setzt ein mit einer Analyse des »dinglichen Kerns« von Netzwerken, dem Fang-, Sammel- und Spinnennetz und seiner symbolischen Aufladung vom Alten Ägypten und Mesopotamien über die Antike bis in die Frühe Neuzeit. Die Zeugnisse mesopotamischer und ägyptischer Kultur verweisen auf das Netz als Machtinstrument der Götter. Osiris spannt ein Jenseitsnetz auf, und zaubernde Götter fangen mit Netzen ihre Feinde. Götter oder den Gott, der mit Netzen fängt und straft, finden sich auch in den ersten Schriften des Hinduismus sowie im Alten Testament. In den alten Hochkulturen stand das Netz folglich nicht für den Aufbau von Verbindungen und von Anschlussfähigkeit. Vielmehr etablierte es sich als Machttechnik der Ein- und Umschließung.

Die Frage, wie das Netz vom Fangenden zum Verbindenden werden konnte, erschließt Gießmann dann anhand der *longue durée* der Spinnenfaszination in der abendländischen Kultur. Ausgangspunkt dafür ist Ovids Geschichte von Arachne und Minerva. Minerva, Göttin der Webkunst, wird von der einfachen Menschenfrau Arachne im Bilderweben überflügelt und von Minerva zur Strafe in eine Spinne verwandelt. Gießmann sieht in Ovids Geschichte sowohl den Wettstreit im Textilhandel in der Ägäis im 2. Jahrtausend v. Chr. verhandelt als auch die lange Tradition des Webens von Bildern historischer Ereignisse als Erinnerungsform. Das gesponnene Netz ist hier nicht nur Fangnetz, sondern ebenso Produzent und Speicher eines kulturellen Gedächtnisses. Die

Transformationsgeschichte von Ovids Arachne-Erzählung bis in die Frühe Neuzeit lässt auf den weiteren Wandel der Bedeutung von Netzen schließen. Gießmanns Analyse gelangt von Ovid-Umschriften im Spätmittelalter, die die Geschichte Arachnes allegorisch und christlich-moralisch einbetteten, zur Renaissance. Betrachtet man die Abbildung eines Spinnennetzes als Indiz für eine Verbindung zu Ovid, so gehört auch das Deckengemälde Paolo Veroneses aus dem Dogenpalast in Venedig von 1577 zur Geschichte der Ovid-Transformation. In Veroneses Allegorie *Dialektik oder die Industrie* sieht Sebastian Gießmann die Abbildung eines Netzes erstmals für vielfältige vernetzte Kulturtechniken entstehen, die ein Netzwerk bilden. Betrachtet als »Bild im Netz« anderer Gemälde der Decke im Dogenpalast, spielt Veroneses Netzdarstellung sowohl auf die antike Geometrie, eine Figur der Rhetorik, die blühende venezianische Manufakturenkultur und das menschliche Schaffen als Tugend an. Das Netz besitzt hier die Qualität »mannigfaltig zu sein und Mannigfaltiges zu organisieren«. Vom Ding-Symbol ist das Netz bei Veronese zum Quasi-Objekt »Netzwerk« geworden und weist damit in die Zukunft des Netzes.

Ein erstes explizites Vernetzungsprogramm mit einem entsprechenden Netzwerkdiskurs beobachtet Gießmann dann rund 250 Jahre später bei den Saint-Simonisten im Paris um 1830. Die technische Vernetzung über Kanäle und Telegrafen zielte in ihrer Programmatik auf die Beherrschung von Menschen im Raum. Hier wurde eine liberale Regierungstechnik entworfen, die Kontrolle nicht durch ein disziplinierendes Zentrum, sondern durch Zirkulation und Kommunikation zwischen miteinander vernetzten Orten ausübte. Um den Regierungsraum auszudehnen, mussten mehr Verbindungen geschaffen werden. Der Bau des Suez-Kanals ist deshalb – das überrascht die Historikerin eher weniger – Kolonialpolitik.

Eine Verschiebung im Stil der Vernetzung konstatiert Gießmann mit der Automatisierung des *switching* beim Telefonieren. Sie führte zu einem Unsichtbarmachen der Materialität telefonischer Vernetzung und drängte die Ob-

jektreferenz von Netzwerken deshalb erstmals in den Hintergrund. In knappen Ausführungen zum »Wissen der Telefonvermittlung« findet Gießmann Spuren des Schaltens und *switching* in der Filmgeschichte, in der Neurologie und in der Assoziationspsychologie. Gleichzeitig wandern Darstellungen des Blutkreislaufs in Bilder der händischen Telefonvermittlung. Die genauen Verbindungen dieser so verschiedenen Wissensfelder bleiben auf Grund der Kürze der Ausführungen aber nur angedeutet.

Nach dieser Genealogie eines expliziten Netzwerkdiskurses und seiner Entmaterialisierung im beginnenden 20. Jahrhundert erkundet Gießmann im weiteren Verlauf des Buches drei Bildgeschichten des Netzwerkdiagramms und zeigt dabei insbesondere, dass die Kulturtechnik der Netzwerke nicht nur Raum, sondern auch Zeit strukturier(t)e. Der Weg seiner Analyse ist dabei weniger thesengeleitet, sondern folgt den Spuren des Materials in alle erdenklichen Richtungen. Die daraus resultierende Disparatheit der untersuchten Phänomene gilt es – bei aller Gefahr eines Schwindelanfalls – auszuhalten, will man Gießmann auf seiner inspirierenden Reise durch das Archiv des Netzwerks folgen.

In seiner ersten Bildgeschichte des Netzwerkdiagramms stehen erneut Analogien des Wissens im Vordergrund. So lässt Gießmann seine Genealogie der Netzästhetik bei der Darstellung der Lunge als kapillares Netz in der frühneuzeitlichen Anatomie beginnen. Von hier aus formuliert der Autor Thesen zur Entstehung der Graphentheorie in der Mathematik und springt dann in die Chemie und zum Bildprogramm dreidimensionaler Atommodelle in den 1860er Jahren. Das entscheidende Charakteristikum dieser Modelle bestand darin, dass sie nicht die Gestalt des Atoms selbst, sondern seine Verbindungen darstellen sollten. Sie sind deshalb nicht Modell *von*, sondern Modell *für* etwas. Das visuelle Programm der Chemie wird in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von der Soziologie aufgegriffen. Auch hier schufen Netzwerkdiagramme in erster Linie Modelle *für* etwas: Sie ermöglich(t)en die Imagination sozialer Zusammenhänge als Netz, deren

Komplexität sie gleichzeitig nie gerecht werden können.

Die Verzeitlichung von Netzwerken steht im Vordergrund von Gießmanns Geschichte der *tubemap*. Ihr ist ein separates Kapitel gewidmet, mit dem der Autor die Temporalität von Netzwerken explizit als Thema einführt. Die Karte der Londoner U-Bahn, so zeigt Gießmann, gilt es mit den Techniken der Synchronisation zusammen zu denken. Ein spezifisches Uhrensystem, die Gestaltung von Umsteige-Knotenpunkten sowie die politische Koordination der verschiedenen Bahn- und Linienbetreiber sollte gemeinsam mit der Karte zeitliche und räumliche Taktung leisten.

Um Zeitregime geht es auch in der zweiten Bildgeschichte des Netzwerkdiagramms, die die Netzdiagramme der *Operational Research* der 1960er Jahre behandelt. Sie stehen für eine Form der lokal und global vernetzten Ökonomie, die auf die geregelte Zirkulation von Wissen und Information angewiesen ist und deren Güter nur in der zeitlichen Abstimmung der diversen an ihrer Produktion beteiligten Stellen entstehen können. Diese Ökonomie bringt »netzige Objekte« hervor. Synchronizität und Linearität informieren die Ästhetik ihrer Netzdiagramme. Mit einer kurzen Darstellung des Just-in-time-Systems bei Toyota macht Gießmann auf kulturelle Unterschiede im verwissenschaftlichen Management aufmerksam.

Zeitmanagement ist auch ein wichtiges Thema für die zumindest im Science Fiction in den 1960er Jahren miteinander zu sprechen beginnenden Computer. Wie der Transport von Daten ohne Verzögerung organisiert werden soll, beschäftigte Computerwissenschaftler, die sich hierbei insbesondere der Kulturtechniken der Post – Paket, Speichern und Verteilen – bedienten. Mit der Geschichte der Anfänge des Internets im ARPANET US-amerikanischer Universitäten tritt die Materialität von Netzwerken wieder stärker in den Vordergrund der Studie. Das »Sprechen« der Computer des ARPANET untereinander wurde zunächst als ein materiell-technisches Problem behandelt. Mit der Aushandlung von Netzwerkprotokollen aber wurde die Materialität der Compu-

tervernetzung vermehrt in den Hintergrund gedrängt. Bedeutsam werden der Akt der Kommunikation, die interaktive Anwendung und die soziale Vernetzung, die Computer ermöglichen.

Dass das Netzwerk in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, insbesondere auch in seiner virtuellen Form, nicht mehr als materielles Netz, sondern als soziale Praxis verstanden wird, ist für Gießmann auch am Genre der Verschwörungstheorie seit den 1940er Jahren erkennbar. Es ist Gegenstand der dritten Bildgeschichte des Netzwerkdiagramms. Wenn Vernetzungen nicht mehr als materiell fassbar diskursiviert werden, so hat ihre Beschreibung stets den paranoischen Zug, etwas Unsichtbares aufzudecken. Die gesellschaftspolitische Brisanz der Entkopplung des Netzwerkdiskurses von seiner Objektreferenz tritt an dieser Stelle der Studie deutlich zu Tage.

Sebastian Gießmann gibt mit seinem Buch dem Netzwerkdiskurs ein Stück seiner Materialität zurück und macht Vernetzen und Netzwerkmacht als Kulturtechniken historisch analysierbar. Dies sollte die Geschichtswissenschaft ernst nehmen. Studien, die soziale oder ideelle Verbindung über Raum und Zeit schlicht als gegeben annehmen, sollten ihre Verortung in einem entweltlichten Netzwerkdiskurs reflektieren und ihren Gegenstand in Bezug auf Materialitäten und zeitgenössische Netzwerkpraktiken hinterfragen.

An vielen Punkten des Buches wäre – aus einer geschichtswissenschaftlichen Perspektive heraus – eine genauere Begründung der vom Autor eingeschlagenen Wege durch die *Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke* sowie ein eindeutiges Verfolgen argumentativer Linien hilfreich gewesen. Das Buch wäre dann für Historiker_innen etwas weniger schwindelerregend. Allerdings gelingt Gießmann mit seinem Vorgehen ein beeindruckender Längsschnitt durch das »Archiv der Netzwerkgeschichte«, der große kulturelle Verschiebungen sichtbar machen kann und gleichzeitig die inspirierende Heterogenität dieses Archivs aufzeigt.

KATHARINA KREUDER-SONNEN
(GIESSEN/BONN)

■ Gift Giving and Economy in the Ancient World

Filippo Carlà/Maja Gori (Hg.), *Gift Giving and the »Embedded« Economy in the Ancient World, Heidelberg (Universitätsverlag Winter) 2014, 437 S., 48 €*

Hervorgegangen aus einer Konferenz an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften im Februar 2012 mit dem Titel »From Social Altruism to Commercial Exchange: Gift Giving and the »Embedded« economy in the Ancient World« widmet sich der vorliegende Tagungsband einer Erörterung von »aspects of the relationship and »tensions« between gift-giving and commerce« in der Antike. Die Intention ist dabei, »the interaction of wealth, performance and status in the mechanisms connected to gift-giving and gift-exchange« in einer breiten thematischen Fächerung zu untersuchen.

Das gewählte Thema des Gabentauschs und seiner sozialen sowie ökonomischen Implikationen ist nicht nur in der althistorischen Forschung sehr präsent und rege diskutiert. Die Auseinandersetzung mit der einflussreichen Schrift *Essai sur le don (Die Gabe)* des französischen Soziologen und Ethnologen Marcel Mauss von 1923/24, die besonders in der Anthropologie prägend wirkte, erlebte in den Geschichtswissenschaften speziell in den 1970er und 1980er Jahren eine Blütezeit. In der aktuellen Debatte ist nicht nur erneut ein verstärktes Interesse an der Thematik festzustellen, sondern auch ein gewandelter, kritischerer Umgang mit Mauss' Theorie zu einer »Gabentauschwirtschaft« in archaischen Gesellschaften als soziales Phänomen. Diese Entwicklung spiegelt sich in der ausführlichen Einleitung von Filippo Carlà und Maja Gori wider, die eine sorgfältige und umfassende theoretische Fundierung für die folgenden 17 Beiträge darstellt und sich in differenziert dekonstruierender Weise mit Mauss' theoretischen Vorgaben auseinandersetzt. Mit der Kritik an Schematisierungen wie einer Dichotomie von Gabentausch und Marktwirtschaft sowie der Öffnung der Perspektive hinsichtlich einer breiteren

Diskussionsebene bezüglich sozio-politischer, ökonomischer, kultureller sowie religiös-kultureller Aspekte werden die anschließenden vier thematischen Sektionen schlüssig und anschaulich vorbereitet. Indes zeigen die Beiträge auch, wie unterschiedlich die Beteiligten mit Mauss' Theorie umgehen: Das Spektrum bewegt sich zwischen Dekonstruktion, Kritik und Akzeptanz.

Die erste Sektion, überschrieben mit »Gift Giving, Gift Exchange, Gift Economy«, beinhaltet fünf theoretisch ausgerichtete Beiträge. Beate Wagner-Hasel referiert über die Rolle des Gabentauschs in den Schriften des weithin vergessenen Gelehrten Karl Bücher, den sie gleichsam als Vorreiter von Mauss vorstellt, und über seinen Einfluss auf Max Weber. Marcel Hénaff kommt bei der Erörterung der Frage: »Is there such a thing as a gift economy?« zu einem negativen Ergebnis: »[T]hese exchanges do not have an economic character«. David Reinstein widmet sich vormodernen und modernen Gaben im weitesten Sinne – darunter auch Steuern – »from a mainstream (and behavioral economics) perspective«. Lucio Bertelli verbindet in seinem Beitrag zur »ratio of gift giving in the Homeric Poems«, einem zentralen Thema der Forschung zum »Gabentausch«, anthropologische Ansätze mit philologischer Analyse. Mit einem ebenso viel diskutierten Sujet beschäftigt sich zum Abschluss der Sektion Koenraad Verboeven, der den Gabenaustausch in der römischen Welt aus anthropologischer Perspektive betrachtet.

Die folgenden Sektionen beinhalten Einzelstudien zu unterschiedlichen Aspekten in der griechisch-römischen Welt. Unter dem Oberthema »Gift and Society«, dem abermals fünf Beiträge zugeordnet sind, behandelt Lucia Cecchet in einer sehr interessanten Studie Formen der Zuwendungen für materiell Bedürftige in der griechischen und hellenistischen Welt. Dabei diskutiert sie, inwieweit sich von »social aid« sprechen lässt und inwiefern »services, social control, and preservation of political stability« als »Gegengabe« für Spenden an Arme verstanden wurden.

Sabien Colpaert betrachtet das bereits vielfältig erforschte, bedeutende politische Phä-

nomen des *Euergetismus* in der hellenistischen und römischen Zeit. Dabei überwiegen die theoretischen Reflektionen, was gerade angesichts der Materialfülle antiker Evidenz bedauerlich erscheint. So wäre bei diesem Thema eine vertiefte politische Analyse anhand von Quellenbeispielen sehr wünschenswert gewesen. An Colpaerts Sujets anknüpfend, zeigt Lellio Cracco Ruggini Elemente von Kontinuität und Neuerung des christlichen *Euergetismus* vom 3. bis zum 6. Jahrhundert auf.

Es folgen zwei Beiträge, in denen jeweils die Anwendung der Kategorie der Gabe für Phänomene in den römischen Rechtsstrukturen hinterfragt und in beiden Fällen negativ beantwortet wird: Andreas Fleckner verneint dies für das *peculium*, Marta García Morello für die *donatio*. Bei der Debatte über das *peculium* wäre eine nähere Erörterung des Falls wünschenswert gewesen. Denn der Verzicht eines Freilassers oder dessen Erben auf die Verfügbarkeit über die aus *peculia* resultierenden Vermögen seiner Freigelassenen (wie dies etwa Plinius d. J. mehrmals tut und für seine Großzügigkeit von Trajan gelobt wird) galt nach römischen Rechtsverständnis als *donum*.

Die Sektion »Gift to the Gods, Gift to the Priests« umfasst vier Aufsätze zu Fallbeispielen aus dem religiös-kultischen Bereich. Maja Gori untersucht spätbronzezeitliche Hortfunde hinsichtlich der möglichen rituellen, symbolischen und performativen Ebene von Gaben an Gottheiten. Irene Berti widmet sich äußerst instruktiv dem *do-ut-des*-Prinzip im kultischen Kontext der archaischen und klassischen griechischen Welt. Sie zeigt anschaulich die verschiedenen Möglichkeiten des antiken Tempelbesuchers auf, durch Gaben den Göttern zu gefallen und zugleich etwas für die Selbstdarstellung zu tun, und geht auch auf die Kostenfrage ein. Michael L. Satlow entwirft ein luzides Bild der im Gegensatz zu Mauss' Konzept ungleich komplexeren kultisch-ökonomischen Netzwerke im römischen Palästina. Er untersucht die Abgabeformen im religiösen Kontext wie etwa den Zehnten in ihren Verbindungen zum Marktgeschehen. Hinsichtlich Mauss' Theorie kommt er zum Ergebnis, dass er die Vorstellung von

einer antiken Gabentauschwirtschaft als Hebel seiner Kritik an modernen Praktiken gebraucht habe. Luigi Canetti beschließt die Sektion mit einem interessanten Schlaglicht auf Paradoxien in der christlichen Kultur von Gabe und Gabentausch, angesiedelt bis ins frühe Mittelalter.

Die letzte Sektion mit vier Beiträgen unter dem Oberthema »The Object Gift« ist materiellen Objekten gewidmet. Sie beginnt mit dem einzigen Aufsatz, der sich nicht auf die griechische, hellenistische oder römische Welt bezieht: Luca Peyronel behandelt die Rolle und Verbreitung von Silber im bronzezeitlichen Nahen Osten. Gerade an dieser Stelle macht sich bemerkbar, dass weitere Untersuchungen zum Gabentausch in den östlichen Reichen, die einen zentralen Aspekt der diesbezüglichen Forschungsdebatte darstellen und rege untersucht sind, im Band fehlen. So hätte Peyronels Studie gut um eine Untersuchung der Rolle von Silber in der nachfolgenden Zeit im Nahen Osten, vor allem auch im Achaimenidenreich, ergänzt werden können.

Thomas Blank widmet sich dem antiken philosophischen Streitpunkt der bezahlten Lehre am Beispiel der griechischen Sophisten und ihrer Kritiker. Wünschenswert wäre zur Konturierung der Argumente ein Ausblick auf die Zweite Sophistik gewesen: Lukians Schriften bieten reichlich Material zur spöttischen Abwertung von geldgierigen Lehrern, die wenig an Gegengabe für ihren Lohn bieten können. Zuletzt behandelt Filippo Carlà in einem – hinsichtlich des nie versiegten Interesses an und Geschäfts mit religiösen Devotionalien – ebenso aktuell relevanten wie instruktiven und luziden Beitrag die Kommerzialisierung von Reliquien als Gabe und Handelsware.

Insgesamt bietet der Band eine beeindruckend breite Fülle von anregenden Einblicken in das weite Feld der Forschung zum »Gabentausch« in der griechisch-römischen Welt. Signifikant spiegelt er zudem die heterogenen Standpunkte zu theoretischen Modellen wie dem prägenden von Marcel Mauss wider und zeigt durch die Dominanz der kritisch dekonstruierenden Beiträge die aktuelle Tendenz der Forschung zur Dekonstruktion an. Dies wird

sehr deutlich anhand der Spezialstudien der Sektion »Gift to the Gods, Gift to the Priests«, die eine besondere Stärke des Bands ausmachen.

Wünschenswert wäre indes noch ein etwas weniger eurozentrischer Ansatz des Bandes gewesen. Gerade für den antiken Nahen Osten, dessen Reiche interessantes Material zum Thema bieten, ist die Kategorie »Gabe« ein zentraler Aspekt, denkt man nur an die Ideologie der »Geschenke«, die an den achaimenidischen Großkönig entrichtet wurden. Bezüglich der mediterranen Welt scheinen auch die Makedonen zu wenig berücksichtigt. So wäre die Behandlung der Bedeutung der Gabe in den politischen Strukturen des argeadischen Hofes durchaus relevant gewesen.

Davon abgesehen ergibt sich der Eindruck eines lehrreichen, vielfältig anregenden Bandes. Er enthält reichlich Anknüpfungspunkte für weiterführende Diskussionen, gibt einen erhellenden Einblick in den heterogenen Forschungsstand und beleuchtet zudem instruktiv die grundsätzlichen Probleme der Anwendung moderner Theorien auf antike Quellenbefunde.

SABINE MÜLLER (MARBURG)

■ Prekäre Ökonomien

Gabriela Signori (Hg.), Prekäre Ökonomien. Schulden in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Spätmittelalterstudien; Bd. 4), Konstanz/München (UVK) 2014, 270 S., 1 Abb., 39 €

Kredite als soziale Beziehungen in Mittelalter und früher Neuzeit haben in den letzten 20 Jahren zunehmendes Interesse in Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte gefunden. Leihe- und Schuldbeziehungen waren – und sind – weit verbreitet, weshalb sich ihre vielfältigen Formen in unterschiedlichen Perspektiven untersuchen lassen. Die Herausgeberin Gabriela Signori stellt einleitend fest, es sei das »erklärte Ziel der Tagung, aus der dieser Sammelband hervorgegangen ist, den Platz der Schulden in der vormodernen Welt aus einer

Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven – »historischer Teildisziplinen« – zu beleuchten und in Ansätzen die Besonderheit einer Ökonomie herauszuarbeiten, die sich auf allen Ebenen, auch auf der Ebene der Institutionen, mit Hilfe von Krediten organisierte und finanzierte«. Dabei werden die häufig überlieferten Sanktionierungen von Schuldner als »ein in weiten Teilen prekäres Wirtschaften« betrachtet. Die zehn Beiträge decken ganz unterschiedliche Felder der Schuldbeziehungen ab und richten den Fokus anhand von Bürgern, Frauen, Kaufleuten, Adeligen, Söldnern und Gelehrten auf die damit verbundenen sozialen Praktiken. Methodisch fallen die Beiträge unterschiedlich aus, neben eher systematisch angelegten Überblicken (Peter Schuster) finden sich lokale Fallstudien, die entweder von exemplarischen Ereignissen oder seriellen Überlieferungen ausgehen.

Die reichhaltigen Beobachtungen können hier nur knapp umrissen werden. Die Frage nach einer spezifischen Ökonomie wird dabei entsprechend der Zielsetzung des Bandes übergreifend verfolgt, denn in der empirischen Vielfalt werden Grundzüge einer *Economy of Obligation* (so schon 1998 der Titel der einschlägigen Monografie von Craig Muldrew) sichtbar. Hinsichtlich der Terminologie kommen mehrere Beiträge zu dem Ergebnis, dass in der historischen Überlieferung nicht von Krediten, sondern von Schuld und Schuldbeziehungen die Rede ist. Viele Leihebeziehungen wurden demnach nicht als geschäftliche Kreditverhältnisse, sondern als Sozialbeziehungen wahrgenommen, die mit starken moralischen Bewertungen verbunden waren. Schuldbeziehungen konnten daher heftige moralisch konnotierte Konflikte hervorrufen. Neben der öffentlichen moralischen Verurteilung von säumigen Schuldnern und Schuldnerinnen bis hin zur Schmähung auf Aushängen standen auch rigide rechtliche Sanktionsmittel zur Verfügung. Zur Durchsetzung der jeweiligen Interessen wurden alle Möglichkeiten der strategischen Nutzung obrigkeitlicher Institutionen herangezogen. Die Schuldhafte war zwar nicht an allen Orten üblich, wenn sie jedoch erwirkt werden konnte,

war sie mitunter ein derart häufiger Grund der Inhaftierung, dass sie schon von Zeitgenossen als gesellschaftliches Problem wahrgenommen wurde (Julie Claustre). Ähnlich wie Pfändungen, die teilweise in einer Grauzone von persönlicher Willkür und polizeylich legitimer Sanktion stattfanden, diente die Schuldhaft seitens der Gläubiger wohl weniger der endgültigen Bestrafung als vielmehr der Erzwingung von Verhandlungen mit den Schuldnern. Verbannung war eine weitere Möglichkeit der Bestrafung. Umgekehrt konnten die Gläubiger auch des Wuchers bezichtigt werden. In Köln wurden Konflikte zwischen Rat und Offizialat über die für Wucher zuständige Gerichtsbarkeit mit Prozessen kommunaler Identitätskonstitution so verbunden, sodass dann auch die Vertreibung der Juden legitimiert werden konnte (Franz-Josef Arlinghaus).

Die Beiträge sind erfreulicherweise nicht nur auf die Schuldbeziehungen der meist besser dokumentierten gesellschaftlichen Eliten ausgerichtet und öffnen damit auch das Feld für gesellschaftlich weiter angelegte Analysen. Im Bezug auf die im Handwerk verbreiteten Vorschüsse schlägt Rudolf Holbach vor, Verlagsbeziehungen mit wirtschaftswissenschaftlichen Methoden zu untersuchen. Dieser Ansatz wäre meines Erachtens hinsichtlich der Übertragung gegenwartsbezogener Theoreme in Fallstudien genauer zu prüfen. Der Verlag schützte weder vor Ausbeutung noch löste er das Prekariatsproblem, vielmehr verweisen die Konstellationen der Leihe- und Schuldbeziehungen im Handwerk auf die zugrunde liegenden Machtverhältnisse.

Mit Machtverhältnissen ist ein zentraler Aspekt angesprochen. Frauen konnten zwar Schuldverhältnisse eingehen, je nach Konstellation waren sie jedoch auf männliche Vormünder angewiesen. Im Zusammenhang mit Handelsgesellschaften war daher ein strategischer Umgang mit dem Vermögen von Ehefrauen üblich (Mark Häberlein). In Basel folgten Leihebeziehungen von Frauen keinem einheitlichen Muster, bei Prostituierten lassen sich Formen der Schuldknechtschaft erkennen (Hans-Jörg Gilomen). In Thun versuch-

ten Männer, ihre »entlaufenen« Frauen durch Vorenthaltung von deren Gütern zur Rückkehr zu zwingen. Grundsätzlich schützte Verwandtschaft oft weniger vor Konflikten, sondern bot vielmehr wegen vielschichtiger Vermögensansprüche eher den Anlass dazu (Simon Teuscher). Generell lässt sich jedoch ein starker rechtlicher Schutz der persönlichen Vermögen von Frauen zur Sicherung von deren Versorgung feststellen.

Die Komplexität von Schuldbeziehungen wird häufiger betont und auch anhand der Beuteökonomie von Schweizer Söldnern deutlich. Diese hatten ihre Kriegsbeute abzuliefern, gleichzeitig sollte bei dieser Gelegenheit ihr einsatzbedingter Schaden, ihr Sold und ihre Steuerschuld kompensiert werden (Michael Jucker). Die Gastfreundschaft von Gelehrten lässt vielfältige Beziehungen und Konventionen zwischen Reputation und materieller Versorgung im Tausch unterschiedlicher Kapitalien erkennen (Gabriele Jancke). Der dabei konstatierte Unterschied zwischen Gaben und Kredit wird im Band mehrfach hervorgehoben. Die häufigen, oft prekären Schuldbeziehungen zwischen Kaufleuten und Adel werden im Beitrag von Franz Irsigler anschaulich anhand eines Pferdehandels dargestellt.

Hinsichtlich der gesellschaftlichen Wirkmächtigkeit von Schuldbeziehungen sollte der Fokus auf die breite Bevölkerung nicht übersehen lassen, dass die Schuldverhältnisse des Adels auf Grund des Volumens der Schulden und Machtverteilung innerhalb der politisch-sozialen Ordnung sehr wirkmächtig sein konnten. Der Ansatz des Bandes sollte daher eine zentrale Grundlage politischer Geschichtsschreibung werden, die bereits rege Diskussionen zur Herrschafts- und Staatsfinanzierung mit einem Fokus auf soziale Beziehungen und Praktiken führt. Insofern wären die verschiedenen Bereiche der Schuldbeziehungen – Steuerschulden werden im Band mehrfach erwähnt und vermögende Bürger waren oft Gläubiger der Obrigkeiten – vor allem noch enger aufeinander zu beziehen.

Insgesamt bieten die Beiträge einen guten Überblick über mögliche soziale Praktiken von

Schuldbeziehungen, die vielfältige Anregungen für weitere Forschungen bieten. Der Band eignet sich als Einführung in der Lehre, dafür wäre allerdings eine Übersetzung des sehr fundiert und strukturiert argumentierenden Beitrags von Julie Claustre wünschenswert gewesen. Ein Orts- und Namensindex erschließt den Band, wegen der Kohärenz der Thematik und der konstatierten Desiderate der Forschung hätte sich ein Verzeichnis der in den Anmerkungen enthaltenen Literatur gelohnt.

Da in den Beiträgen auf historisch differenzierte Begrifflichkeiten durchaus Wert gelegt wird, bleibt kritisch anzumerken, dass die dargestellten Ökonomien als »vormodern« klassifiziert werden, ohne – von eher vagen Überlegungen abgesehen – ausreichend zu reflektieren, worin eine Epochendifferenz bestehen könnte. Der Unterschied besteht sicher nicht darin, dass »moderne« Gesellschaften weniger Schuldverhältnisse kennen als »vormoderne«: Jedes Konto, jede Versicherung, jede offene Rechnung begründen Schuldverhältnisse. Private Schuldverhältnisse sind weit verbreitet, Mikrokredite als Instrument wirtschaftlicher Entwicklung werden kritisch diskutiert. Die Verschuldung der öffentlichen Institutionen ist ein Dauerthema, und das heutige Geld ist im Grunde ein Indikator von Schuldverhältnissen, da es nicht mehr materiell fundiert ist. Lediglich Claustre hebt die Institutionalisierung von Schuldbeziehungen seit dem 19. Jahrhundert als wesentliches Distinktionsmerkmal hervor. Jede Genealogie zur »Moderne« als Konzept der Strukturierung von Epochen zeigt die Komplexität dieser Genese, die nicht auf einen simplifizierenden, binären Gegensatz holistischer Gesellschaftsformationen reduziert werden sollte. Die Diskussion zur historischen Spezifik und Entwicklung der Praktiken von Schuldbeziehungen bleibt zu führen, der Band bietet dazu einen guten Einstieg.

CHRISTOF JEGGLE (BAMBERG)

■ Die Ökonomie sozialer Beziehungen

Gabriele Jancke/Daniel Schläppi (Hg.), Die Ökonomie sozialer Beziehungen. Ressourcenbewirtschaftung als Geben, Nehmen, Investieren, Verschwenden, Haushalten, Horten, Vererben, Schulden, Stuttgart (Franz Steiner Verlag), 2015, 249 S., 7 Abb., 46 €

In frühneuzeitlichen Gesellschaften war der Zugang zu Ressourcen und deren Nutzung an direkte zwischenmenschliche Kontakte gebunden, was sich beispielsweise in der Rolle von Gemeinbesitz zeigt. Daher sollte man die Ökonomie dieser Gesellschaften in enger Verbindung mit sozialen Beziehungen analysieren. Die Autor/innen des Bandes argumentieren gegen die Rational-choice-Theorie. Sie gehen davon aus, dass nicht die Maximierung des Gewinns für alle am Austausch Beteiligten am wichtigsten war, sondern Kooperationen und Kompromisse einzugehen, um Kontakte zu knüpfen und Beziehungen zu pflegen. Das heißt, Beziehungen bestanden darin, jemandem verpflichtet zu sein oder Schulden zu haben. Um dies zu zeigen, stellen die Autor/innen nichtmaterielle Güter wie Ehre oder Loyalität ins Zentrum ihrer Beiträge und lassen sich von folgenden Fragen leiten: Wie wurden Ressourcen wahrgenommen und wie waren sie mit sozialen Kontakten verbunden? Was bedeutet es für die Ökonomie, wenn auch nichtmaterielle Güter wie Loyalität oder Ehre als Ressourcen behandelt werden?

Die Publikation ist in drei Teilen gegliedert. Im ersten Teil werden in zwei Beiträgen »Forschungsbezüge, Theorien und Methoden« vorgestellt. Zwei weitere Aufsätze beschäftigen sich mit »Ressourcen im Transfer«, während im dritten und längsten Teil »Beziehungslogiken« an fünf Beispielen unterschiedliche Verbindungen zwischen Ressourcen und sozialen Beziehungen vorgestellt werden.

Den ersten Teil des Bandes eröffnen die theoretischen Überlegungen von Daniel Schläppi zu den Verbindungen zwischen Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Er beruft sich auf die These von Giovanni Levi, dass nicht nur

ökonomisches Handeln nie ohne Wirkung auf die zwischenmenschlichen Beziehungen war, sondern dass es auch zwischen Akteur/innen keine sozialen Beziehungen geben kann ohne ökonomische Interaktionen. Schläppi richtet seine Aufmerksamkeit auf die Frage, welches System sozialer Sicherheit frühneuzeitliche Gesellschaften bestimmte – die Gesellschaft suche, so seine These, Sicherheit in der Gruppensolidarität, d. h. in Verwandtschaft, Nachbarschaft und Korporationen.

Der Text von Christof Jeggle geht von der in der neuen Wirtschaftssoziologie diskutierten Auffassung vom Markt als einer Form sozialer Interaktion aus. Um die Spezifik frühneuzeitlicher Austauschbeziehungen aufzuzeigen, unterscheidet er zwischen einem Standardmarkt, wo der Wert der Ware zählt, und einem Statusmarkt, auf dem der Status der Akteure den Wert der Ware beeinflusste. Er stellt die These auf, dass in frühneuzeitlichen Gesellschaften Reputation entscheidenden Einfluss auf Handelsverträge hatte, auch in Business-to-Business-Beziehungen, und untermauert seine Überlegungen mit dem Beispiel der italienischen Obsthändler in Nürnberg und den savoyardischen Textilhändlern am Hochrhein. Er kommt zu dem Schluss, dass die Ökonomie fast aller Handelszweige auf Verwandtschaft basierte, wirtschaftliche Möglichkeiten also mit zwischenmenschlichen Beziehungen unlösbar verbunden waren.

Der zweite Teil des Bandes beginnt mit einem Beitrag von Andreas Pečar über den Hofadel in der Zeit des Barock. Der Autor stützt sich auf das bekannte Kapital-Konzept von Pierre Bourdieu, der, kurz gefasst, drei verschiedene Kapitalsorten unterscheidet: ökonomisches (Besitz), soziales (Kontakte in der Gruppe) und kulturelles (Lebensstil, Wissen). Pečar vergleicht die höfischen Gesellschaften in Versailles und Wien und verfolgt die Frage, welche Ziele der höfische Adel hatte. Welche Mittel wurden als Ressourcen verstanden und wie wurden sie investiert? Ist diese Gruppe etwas Besonderes im Hinblick auf die Ressourcenbildung und -nutzung? Seine These ist, dass es das Ziel des Hofadels gewesen sei, durch die

Steigerung seines Status und durch räumliche und soziale Annäherung an die Herrscher seinen Familienbesitz zu vergrößern. Eine besonders wesentliche Rolle spielte Ruhm als symbolisches Kapital, das man mehren konnte, indem man versuchte, die Position eines Beamten einzunehmen (immaterielles Gut), oder einen Palast baute (materielles Gut).

Die Zirkulation von Ressourcen unter den Gelehrten in der Mitte des 18. Jahrhunderts ist Thema des Beitrags von Sebastian Kühn. Er verfolgt die These, dass sich der Charakter der Waren im Prozess des Austausches wandelte, und fragt, auf welche Weise wissenschaftliche Gegenstände Waren werden oder aus Waren wissenschaftliche Gegenstände. Der Text beschäftigt sich mit drei verschiedenen Bereichen, die jeweils unterschiedliche Verfügungsrahmen für die Zirkulation der Ressourcen darstellen: Kauf, Tausch und Haushalt. Kühn betrachtet die Gelehrten als kreative und dennoch hierarchische Produktionsgemeinschaft. Dank des Zugangs zu entsprechenden Ressourcen konnten sie ihr Ansehen und ihre Chancen steigern, innovative Forschungsprojekte durchzuführen.

Ebenfalls mit Gelehrtenkreisen beschäftigt sich Gabriele Jancke. Sie analysiert Gastfreundschaft als Ort des Austausches von Ressourcen und Worte als Objekte des Tausches. Dabei verfolgt sie die Fragen: Welche ökonomischen Funktionen beherrschen Worte? In welchen Praktiken werden sie als Ressourcen genutzt? Die Autorin zeigt, dass das Wort in der Gelehrtenkultur ein nicht-materielles Erbe darstellte, eine Ressource, die auch gegen »harte« Währung getauscht werden konnte.

Margareth Lanzinger entwickelt am Beispiel von verschwägerten Paaren, die sich im 19. Jahrhundert um eine Heiratserlaubnis bemühten, ein interessantes Beispiel zur Funktionsweise von Hauswirtschaften. Sie kann nachweisen, dass die Eheschließung in der Familie, obwohl durch die katholische Kirche verboten, im deutschsprachigen Raum des 19. Jahrhunderts eine immer wieder anzutreffende Praxis war. Besonders betrifft das den Witwer: Dank der Ehe mit seiner Schwägerin konnte seine häusliche Wirtschaft ohne große Veränderun-

gen weitergeführt werden. Verbindungen solchen Typs hatten ihre Vorteile, sowohl materiell – der Besitz blieb »in der Familie« – als auch emotional und sozial (insbesondere wenn der Witwer kleine Kinder hatte) – der Kreis der Familie und das Netz der Freunde blieben unverändert.

Wie man im 19. Jahrhundert auf dem Land mit Verschuldung verfuhr, untersucht Mischa Suter. Er zeigt, dass in dieser Zeit eine Reihe von institutionellen und rechtlichen Reformen erfolgte, die auch die Schuldentilgung betrafen und das Konzept des »unverschuldeten Unglücks« hervorbrachten. Unter Rückgriff auf unterschiedliche Quellengattungen versucht Suter die Perspektive der Schuldner und der Gläubiger gleichermaßen aufzuzeigen, indem er nach dem Einfluss der institutionellen Veränderungen auf die Beziehungen zwischen ihnen fragt.

Der vorletzte Artikel des Bandes argumentiert vor allem biografisch. Claudia Jarzebowski untersucht die Korrespondenz der Familie Fahnenstück, von der ein Teil nach Amerika emigriert war. Die in ihnen sichtbar werdenden Emotionen versteht die Autorin als Ressourcen, die die Gestaltung der Beziehungen selbst über lange geografische Distanzen hinweg beeinflussen können.

Die Kunsthistorikerin Kristina Bake untersucht die Funktionsweisen der »Ökonomie des Eheglücks« auf der Basis von Flugblättern aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die sich in Bild und Text mit Moral und ehelichem Haushalten beschäftigen. Die Flugblätter ermöglichen einen Einblick in die normativen Vorstellungen über häusliche Ordnung. Außerordentlich wichtig war die Ehre (das soziale Kapital), die vom Verhalten der Eheleute abhing, besonders von dem der Frauen. Die eheliche Ehre gefährdete insbesondere die Anfechtung der häuslichen Hierarchie. Interessant ist, dass die Erfüllung der Pflichten und die Gefühle der Liebe als direkt miteinander zusammenhängend vorgestellt wurden. Dem Aufsatz sind einige der beschriebenen Illustrationen hinzugefügt.

Der besondere Vorzug der Publikation ist es, aufzuzeigen, was für eine wichtige Rolle nichtmateriellen Ressourcen in der Gestaltung

sozioökonomischer Beziehungen zukam. Zu solchen Ressourcen gehörten beispielsweise Anerkennung, Loyalität, Gastfreundschaft, Wissen und Emotionen. Natürlich muss man sich meistens in seiner Analyse beschränken, dennoch ist es schade, dass nicht größeres Gewicht auf die Frage von Ehre und Vertrauen gelegt wurde, die eine Schlüsselrolle für den ökonomischen Austausch in den in Rede stehenden Zeiten hatten. Die Einbindung des 19. Jahrhunderts in den zeitlichen Rahmen kann man ebenfalls zu den Qualitäten des Bandes zählen – der so die historische Perspektive verbreitert und Kontinuität wie Wandel der analysierten Praktiken über die Epochenwende hinweg aufzeigen kann. Aber die Einbindung wirft auch Fragen auf – handelte die Hausvorsteherin des 19. Jahrhunderts nicht schon nach grundsätzlich anderen Regeln und hatte sie nicht auf andere Weise Einfluss auf soziale Beziehungen? Insgesamt ist der Eindruck der Rezensentin jedoch sehr positiv – *Die Ökonomie der sozialen Beziehungen* ist ein vorbildliches Beispiel der Verbindung von Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Es betrachtet verschiedene soziale Gruppen – von Bauern über Kaufleute und Gelehrte bis zum Hofadel – und zeigt, wie weit der Einfluss der zwischenmenschlichen Beziehungen auf den Markt reicht – und umgekehrt.

JASMINA KORCZAK-SIEDLECKA (LEIPZIG)

■ Conversion and the Politics of Religion

David M. Luebke u. a. (Hg.), Conversion and the Politics of Religion in Early Modern Germany (SPEKTRUM: Publications of the German Studies Association; Bd. 3), New York/Oxford (Bergahn Books) 2012, 206 S., 120 \$/75 £

Schon das für den Buchumschlag verwendete Gemälde *Die Seelenfischer* des niederländischen Malers Adriaen van de Venne von 1614 verweist auf das Leitthema des zu besprechenden Sammelbands. Das Bildmotiv ist eine der bekanntesten Allegorien für das Ringen der protestantischen und katholischen Konfessi-

on um die Seelen der Gläubigen. Die Beiträge thematisieren die politische bzw. institutionelle und individuelle Auseinandersetzung mit der *conversio*, dem Konfessionswechsel, einem Vorgang, der im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation erst im post-reformatorischen Zeitalter zum Gegenstand vielfältiger Konflikte zwischen dem Lager der Katholiken und dem der Protestanten wurde. In diesem Band ist jedoch nicht allein die Konversion im modernen Sinne (Religions- oder Konfessionswechsel) gemeint. Auch die vor-konfessionelle Auffassung von *conversio*, eine spirituelle Umwandlung, die die Gläubigen näher zu Gott brachte (intra-religiöse Konversion), wird berücksichtigt. Laut David Lübke entwickelte sich erst während der Reformation ein neuer Archetypus des Konvertiten, »one who moves between the various forms of Western Christianity as if between one religion and another« (interreligiöse Konversion). Darüber hinaus unterschied sich das Verständnis von *conversio* im katholischen und lutherischen Christentum. Während das lutherische Verständnis der Bekehrung besagte, dass ein Konvertit durch Gott erwählt werde und ihm selbst keinerlei *agency* im Prozess der spirituellen Erleuchtung zugesprochen wurde, fußte das Verständnis der katholischen Konfession auf einer aktiven Beteiligung des Proselyten am Prozess seiner *Bekehrung*. Diese Differenzen wirkten sich zwangsläufig auch auf die Strategien der Konfessionen bei der Gewinnung neuer Anhänger/innen aus.

Lübke meint daher, dass die Verfechter des Konfessionalisierungs-Paradigmas ihr Augenmerk zu stark auf die Funktion von Konversion für Staatsbildungsprozesse lenken und der Wichtigkeit theologischer Differenzen der Konfessionen im Umgang mit Konversion zu wenig Bedeutung beimessen würden. Umgekehrt könne man dem Phänomen Konversion ebenso wenig vollständig gerecht werden, würde man dieses ausschließlich durch die theologische Brille betrachten und dabei außer Acht lassen, dass der Konfessionswechsel einzelner Personen nicht nur in post-reformatorischer Zeit, sondern bis ins 18. Jahrhundert hinein politische Schlagkraft besaß.

Der Sammelband besteht aus neun Einzelbeiträgen, in denen sich die Autor/innen Themen wie der jeweiligen Bedeutungen des Konfessionswechsels im protestantischen und katholischen Lager, der politischen Reichweite von Glaubenswechseln, der pietistischen Haltung zum Gegenstand der Konversion und der Frage nach der Entstehung pietistischer Konversionsnarrative annehmen. Der Band beginnt mit einem einführenden Überblicksaufsatz Luebkes, der zentrale Begrifflichkeiten diskutiert und die im Band verwendeten konzeptionellen Ansätze vorstellt. Daneben gibt er auch eine Vorschau auf die einzelnen Beiträge des Bandes. Zum ersten, einführenden Teil gehören außerdem die Aufsätze von Duane J. Corpis und Eric-Oliver Maders. Corpis und Mader widmen sich zunächst der etymologischen Entwicklung und Semantik des Konversionsbegriffs vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert. Beide Autoren zeigen dabei wichtige Schwellen im Bedeutungswandel und der Multiplikation von Semantiken auf. Corpis konzentriert sich vor allem auf Luthers Verständnis der *conversio*, das zu Beginn intra-religiös war, bevor dann im Laufe des 16. Jahrhunderts eine interreligiöse Ebene hinzutrat, als die lutherische Bewegung begann, sich zu institutionalisieren. Corpis bezweifelt, dass man für das 16. Jahrhundert bereits von Konversionen vom Luthertum zum Katholizismus und vice versa sprechen kann, da dies zwei Konfessionen voraussetze, die sich doch zu dieser Zeit erst im Entstehen befunden hätten. Nach Mader kann überhaupt erst für das 17. Jahrhundert die Rede von Konfessionen und somit auch von konfessionellen Grenzen sein. Daher wäre es falsch, Konversionen im 16. Jahrhundert als Überschreiten konfessioneller Grenzen zu verstehen. Vielmehr wäre zu überlegen, ob für die post-reformatorische Periode nicht noch ein mittelalterliches Verständnis von Konversion als spirituelle Umwandlung (*transformation*) gegolten habe. Zudem habe es im Pietismus des 18. Jahrhunderts ein Revival der intra-religiösen Form gegeben, wie beispielsweise der Beitrag von Jonathan Strom zu pietistischen Konversionserzählungen zeige.

Der zweite Teil des Bandes besteht aus den Beiträgen von Jesse Spohnholz, Ralf-Peter Fuchs und Daniel Riches. Sie richten den Fokus auf die politischen Implikationen und Auswirkungen von Konversionen im diplomatischen Kontext sowie auf Reichsebene. Die dritte Sektion widmet sich mit den Beiträgen von Alexander Schunka, Benjamin Marschke und Jonathan Strom dem Standpunkt, den irenische und pietistische Strömungen innerhalb des Protestantismus des 17. und 18. Jahrhunderts zur Konversionsfrage einnahmen. Während Schunka am Fallbeispiel der »Helmstedter Affäre« die unterschiedlichen Ansichten der anglikanischen Protestanten und derjenigen auf dem Kontinent diskutiert, stellt Marschke die Haltung der Halleschen Pietisten zur Zeit König Friedrich Wilhelms I. von Preußen vor. Dieser strebte eine konfessionelle Vereinigung des calvinistischen und des lutherischen Lagers an, gründete im Zuge seiner Toleranzpolitik Institutionen wie das Militärwaisenhaus in Potsdam und führte die Nutzung von Simultan-Kirchen ein, was auf erheblichen Widerstand pietistischer Kreise stieß. Stroms Beitrag geht schließlich auf pietistische Konversionsnarrative ein. Der letzte Aufsatz des Bandes, der keinem der Teile zugeordnet wurde, analysiert die Autobiografie des Gelehrten Johann Christian Edelmann. Edelmann verfasste einen eher unorthodoxen »Konversionsbericht« über seinen spirituellen Weg zu aufklärerischem Gedankengut.

Die Autor/innen des Bandes schlagen eine Abkehr »from interpretations of conversion in early modern Europe« vor, »that stress rupture over continuity and the primacy of individual experience over social and political contingencies«. Damit stehen sie nur teilweise im Einklang mit der neueren historischen Konversionsforschung aus dem deutschsprachigen Raum. Ihre Argumentation knüpft, vielleicht ohne dass die Autor/innen dies eigentlich im Sinn gehabt hatten, wieder an ältere, bereits als überwunden geglaubte Forschungstraditionen an, nämlich Konversionsforschung als Elitenforschung zu begreifen. So bezieht sich überraschenderweise einzig Eric-Oliver Mader direkt

auf jüngere Ergebnisse der neueren historischen Konversionsforschung, während die übrigen Autoren kaum den Anschluss an diese suchen und die konzeptionellen Überlegungen Kim Siebenhünners (Konversion als Grenzüberschreitung), Jörg Deventers (Konversion als Entscheidungshandlung) oder Ute Lotz-Heumanns (Konversion/Konfessionalisierung) nicht in ihre Beiträge einbeziehen. Dabei hätte sich ein stärkerer Bezug auf bisher geleistete Forschungsarbeiten durchaus gelohnt, schließen doch viele der Beiträge an deren Problemfelder an, beispielsweise mit der Frage, ob es sich bei Konversion um ein grenzüberschreitendes und Grenzen aufweichendes Phänomen gehandelt hat oder ob durch den Übertritt von einer Konfession zu einer anderen Grenzen viel eher unterstrichen und verfestigt wurden (Marschke).

Abschließend bleibt zu sagen: Der aktuelle Stand der neueren historischen Konversionsforschung wird in einem wesentlichen Punkt durch die Einzelbeiträge bestätigt. Die Bedeutung frühneuzeitlicher Konversionsprozesse ging über eine rein religiöse Umwandlung des Individuums hinaus. Auch kann man den jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Kontext nicht außer Acht lassen.

MANJA QUAKATZ (BREMEN)

■ Les Guise et leur paraître

Marjorie Meiss-Even, Les Guise et leur paraître (Collection »Renaissance«), Tours (Presses universitaires François-Rabelais de Tours)/Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2013, 346 S., 78 Abb., 35 €

Studien zum französischen Hochadel in der Renaissance gibt es zahlreich, Studien zu dessen Luxuskonsum und seinen symbolischen Bedeutungen schon weniger. Die vorliegende Arbeit greift das auf und geht nun in dreifacher Hinsicht darüber hinaus. Zunächst dadurch, dass die materielle Kultur eines aristokratischen Haushalts – von Nahrungs- und Transportmitteln über Gefolge, Schlösser und Residenzen, deren Möblierung und Inventar

bis zu Kleidung und Körpertechniken – in seiner Gesamtheit erschlossen werden soll. Dann dadurch, dass ein Adelshausalt über drei Generationen hinweg in der wechselvollen französischen Geschichte des 16. Jahrhunderts verfolgt wird. Schließlich und vor allem liegt ein großer Mehrwert dieser Studie darin, dass die ökonomischen, politischen und sozialen Grundlagen der materiellen Elitenkultur ausführlich untersucht werden. Erst damit lässt sich sinnvoll die Frage stellen, wie im Alltag immer wieder Adel, Würde, Schönheit – letztendlich Herrschaft in der Verbindung von Dingen und Menschen hergestellt wurden: eine »Ökonomie der Macht« in all ihren Verästelungen deutet sich an.

Dieses ambitionierte Programm lässt sich nur durchführen, wenn sehr verschiedene, meist getrennte Forschungszweige miteinander verknüpft werden. Das »paraître« der Guise ist wohl bewusst ein ungenauer, schildernder Begriff und ließe sich nur ungenügend mit Schein, Erscheinen, Repräsentation, Inszenieren übersetzen. Hierzulande würde man symbolische Kommunikation sagen, den *material turn* durchbuchstabieren oder Performanz-Theorien bemühen. Meiss-Even aber schließt an die französische Historiografie der materiellen Alltagskultur im Gefolge von Daniel Roche an, verbindet diese mit einer (eher angelsächsisch und kunsthistorisch inspirierten) Konsumgeschichte von Luxusgütern, der Erforschung höfischer Figuration in der Tradition von Norbert Elias und der neueren soziokulturellen Wirtschaftsgeschichte. Das »paraître« meint daher die materielle Kultur, mit deren Hilfe sich Angehörige der Aristokratie in sozialer Interaktion ihren Rang erarbeiten und bewahren.

Die Einleitung stellt diese Forschungslinien knapp vor. Weitere Anleihen, etwa aus der Kunstgeschichte, Körpergeschichte, Wirtschaftsgeschichte oder Adelsforschung werden im Buch deutlich. Bei dieser noch unvollständigen Liste wird niemand ernsthaft erwarten dürfen, dass die jeweils dahinterstehenden methodischen und theoretischen Prämissen ausführlich diskutiert oder gar in Einklang ge-

bracht werden. Das Augenmerk der Autorin liegt in der detailreichen, empirisch nahezu enzyklopädischen Erarbeitung der Dinge, mit denen die Guise sich umgaben. Als Quellen dienen vor allem Rechnungsbücher, doch auch materielle Hinterlassenschaften, Korrespondenzen, Inventare, Memoiren und die zeitgenössische Literatur werden intensiv ausgewertet. Diese pragmatische Herangehensweise hat ihre Vorteile, und die (empirischen wie systematischen) Ergebnisse können sich sehen lassen – doch dazu später, ebenso zu den offensichtlichen Nachteilen solchen Vorgehens.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile. Der erste erschließt die materielle Kultur des Hauses Guise, der zweite untersucht deren ökonomische und soziale Grundlagen. Die Autorin beginnt dort, wo sie die Erwartungen der gebildeten LeserInnen vermutet: bei den Porträts. Schön, würdevoll, stark, reich, mächtig begegnen uns darin die Adligen und dies prägte ein Bild von ihnen, das offenbar alles andere als selbstverständlich war. Die Guise wussten sich auch jenseits dieser Abbildungen in dauernder Anstrengung in Szene zu setzen. Körpertechniken (Sport, Spiele, Tanzen, Reiten, Jagen, militärische Aktionen), Kleidung und Schmuck, Waffen und die Verbindung mit dem Pferd formten den adligen Körper.

Die Küche des Guise-Haushalts wird minutiös und differenziert nach dem Konsum der Herrschaften und des bis zu hundertköpfigen Gefolges rekonstruiert: Brot und Wein, Fisch und Fleisch, Obst und Gemüse, Gewürze und Zucker, Tonwaren und Holzlöffel sind die Alltagswaren, meist lokaler Provenienz. Zwei Sorten Brot und drei Sorten Wein lassen die Hierarchie auch in Mund und Magen deutlich werden. Häufig aber war der Haushalt in Bewegung, zwischen den Residenzen, zum ebenso reisenden Hof, zu militärischen oder diplomatischen Einsätzen. Der logistische Aufwand, auch für große Teile des Gefolges, wurde meist mit Reittieren bewältigt, wobei die Ställe mit sehr unterschiedlichen Pferden und Maultieren (je nach Funktion als Last-, Personen- oder Kriegspferd, Geschlecht der Nutzer, deren Rang in der Hierarchie), Kutschen und

Wagen ausgestattet waren. Die Guise erwarben zahlreiche neue Güter, bauten Schlösser und Residenzen (aus).

Meiss-Evans betont hier die Neuheit und Schönheit von Architektur und Gärten. Daneben aber wird deutlich, das viel Altes lange in Gebrauch war – hier zeigt sich schon ein Problem des analytischen Rahmens der Arbeit, der vor allem auf den Luxus fokussiert ist, damit in kunsthistorischer Tradition das Neue betont und weniger den Gebrauch thematisiert (was in den Alltag führen würde, zu den Praktiken des Umgangs mit den Dingen, die eben auch älter sein können). Dieses Problem wird noch deutlicher bei dem Kapitel zur Möblierung: Ausführlich sind die Luxusbetten nach der letzten italienischen Mode beschrieben, die orientalischen Teppiche und Tapisseries oder die Goldarbeiten. Sie bilden, so die Autorin, ein dekoratives Ensemble, ein räumlich-künstlerisches Ganzes. Der Rezensent fragt sich nur, wie dieses humanistisch-italienisch geprägte Gesamtkunstwerk nach langem Gebrauch wirkte – denn das »neue« Bett wird auch noch 100 Jahre nach seinem Erwerb im Inventar als eines der kostbarsten Einrichtungsgegenstände erwähnt.

Der zweite Teil versucht nun »hinter die Fassade« dieser Inszenierung des Adels in den Dingen zu schauen: Deren Erwerb musste erwirtschaftet werden, war Teil einer Haushaltsökonomie, an der viele beteiligt waren. Dieser Teil ist außerordentlich reich an inspirierenden Thesen. So widerlegt Meiss-Even die alte These, der Adel habe sich durch Luxuskonsum selbst ruiniert, auf interessante Weise: Die Einnahmen der Guise stiegen gewaltig, doch ebenso die Ausgaben. Das lag aber weniger am Luxuskonsum, noch weniger an den eher stagnierenden Kosten für Personal und Nahrungsmittel – insgesamt vernachlässigbare Posten in der Haushaltsökonomie. Diese wurde vielmehr hauptsächlich durch den Erwerb von zahlreichen Ländereien belastet, bis zur Gefahr des Bankrotts. Arm an Ländereien mussten die Guise Güter kaufen, um sich in Konkurrenz mit anderen Adelsfamilien eine Basis für Klientel sowie für politische und wirtschaftli-

che Potenz zu schaffen, auch um eine gewisse Unabhängigkeit von königlicher Gnade zu erreichen. Die wachsenden Finanzprobleme resultierten daher eher aus der Logik der Adelsmacht als aus ostentativem Konsum.

Meiss-Even analysiert nun in faszinierender Weise verschiedene ökonomische Logiken und Praktiken der Finanz- und Konsumkontrolle. So wurde der im Auftrag der Guise handelnde Einnehmer von Abgaben ersetzt durch den Pächter, der eine vereinbarte Summe vorab zu bezahlen hatte. Das Pachtsystem wurde zudem häufig jährlich neu ausgeschrieben und gezielt die Konkurrenz der Interessenten gesucht, um die Einkünfte zu steigern. Auch bei der Auftragsvergabe für Luxusgüter wurden verschiedene Anbieter in Konkurrenz miteinander gesetzt, um bestmögliche Qualität zu geringem Preis zu erhalten. Auf der anderen Seite gab es verschiedene Ökonomien jenseits des Marktes, um die Finanzen nicht noch mehr zu belasten: Die Eigenwirtschaft lieferte insbesondere Wein, Getreide, Hafer, auch Fleisch, Milchprodukte, Holz. Das Erbe wurde möglichst agnatisch konzentriert. Im Tausch zwischen Adligen wurden Gegenstände, Ländereien und Geldsummen transferiert; auch die Kardinäle Guise unterstützten dadurch den Reichtum des Stammhauses.

Das Bild der ostentativen Verschwendung des Adels korrigiert Meiss-Even ebenso: Wiederverwendung und Sparsamkeit waren durchaus an der Tagesordnung, häufig wurden Kleidung und Möbel umgearbeitet. Das allerdings musste eher unsichtbar bleiben, da die Logik des Sparens der höfischen Modelogik des immer Neuen widersprochen hätte. Der Kampf gegen Verschwendung, die Kontrolle der Rechnungen, das Verhandeln um günstige Preise wurde daher meist der Dienerschaft überlassen.

Weitere Einnahmen konnten aber auch aus Patronagepraktiken resultieren, die man wohl eher einer Zwangsökonomie zurechnen darf: Von Klienten wurden Geschenke eingefordert, die Abtretung ihres Erbes, der Kauf von Ländereien oder Schmuck zu einem lächerlich geringen Preis. In dieser misslichen Zwangslage eines Klienten befanden sich aber auch die Guise

selbst: Sie hatten sich politisch und finanziell an das Königshaus gebunden (zeitweise machten die königlichen Pensionen und Gratifikationen 50% der jährlichen Einnahmen aus). Von ihnen wurde daher in Zeiten der Religionskriege erwartet, dass sie den König unterstützten durch die Vorfinanzierung der Truppen – gewaltige Summen, die der König nicht zurückzahlte und damit ein (zu) mächtiges Adelshaus an den Rand des Ruins trieb: ökonomisch, militärisch und sozial (da sich dessen Soldaten, Klienten und Kreditgeber abwandten).

Das letzte Kapitel des zweiten Teils bündelt nochmals viele Aspekte, indem es den Konsum als kollektive Arbeit analysiert. Zahlreiche Akteure, die in unterschiedlichen Beziehungstypen zwischen Patronage, Freundschaft, Geschäftsbeziehung und persönlichem Dienst zu den Guise standen, waren daran beteiligt, Dinge zu erwerben, die das Erscheinen der Guise maßgeblich prägten: Dienerschaft, Händler, Hoflieferanten, dem Haushalt eingegliederte Lieferanten, königliche Beamte, andere Adlige mit ihren je eigenen Netzwerken bildeten das differenzierte und verzweigte Netzwerk des Haushalts, das bis in die Levante reichte. Die Abstimmung zwischen all diesen Beteiligten (und meist indirekt vermittelt über Dritte) war aufwändig, zeigt aber, dass sie alle, standesübergreifend, mitdefinierten, was der Würde der Guise angemessen sei – der Stallmeister etwa musste mehrfach dem Herzog davon abraten, nicht geeignete türkische Pferde als Geschenk anzunehmen.

Gegenüber diesen materialreich belegten Thesen (allerdings wünschte man sich im Detail mehr analytische Durchdringung, im Blick auf das Thema mehr systematische Verknüpfung) fällt das allgemeine, modernisierungstheoretisch inspirierte Narrativ des Buches ab. Im Gefolge von Elias wird die »Verhöflichung« des Adels behauptet, um dann die These anzuschließen, dass sich Adligkeit nun erst im Gebrauch von Luxusgegenständen begründe. Der Schein habe nicht mehr dem Sein (wie offenbar vordem) entsprochen, sondern nur noch dem Wollen. Neben den anthropologischen Problemen, die eine solche These aufwirft (etwa:

fielen im Mittelalter oder sonst Schein und Sein zusammen?), ist die Argumentation tautologisch, denn Luxus wird als gegeben vorausgesetzt, wenn etwas nur teuer und selten war und von Adligen benutzt wurde, was wiederum deren Adligkeit begründet. Mühsam werden die verschiedenen Kapitel des Buches durch solche Großthesen zusammengehalten. Je nach Objektart werden unterschiedliche Ansätze angewendet: Vor allem die Untersuchung von Luxuskonsum und materieller Alltagskultur fallen auseinander. Damit werden wichtige Fragen umgangen: Wie kann man beides unterscheiden; wie funktioniert die Singularisierung bestimmter Objekte zu Luxusgegenständen? Welcher Gebrauch wurde von Luxus im Alltag gemacht? Wie greift die Verwendung materieller und immaterieller Ressourcen ineinander? Dazu hätte auch gehört, Beobachter (oder gar widersprechende Symbolisierungen) systematisch einzubeziehen.

Insgesamt bleibt aber das große Verdienst dieser Studie, die Forschungsperspektiven für Arbeiten zu frühneuzeitlichen Adelshaushalten analytisch und empirisch weit geöffnet zu haben. Es darf also weiter daran gearbeitet werden, Adelshaushalte zu untersuchen.

SEBASTIAN KÜHN (HANNOVER)

■ Frauen in der Diplomatie des 18. Jahrhunderts

Corina Bastian, Verhandeln in Briefen. Frauen in der höfischen Diplomatie des frühen 18. Jahrhunderts (Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven; Bd. 4), Köln/Weimar/Wien (Böhlau) 2013, 497 S., 64,90 €

Ausgehend von einem Forschungsprojekt der Universität Bern zur Rolle der Frau in der frühneuzeitlichen Diplomatie befasst sich Corina Bastian in ihrer Arbeit mit den Handlungsspielräumen von Frauen in der höfischen Diplomatie des frühen 18. Jahrhunderts. Anhand des Briefwechsels zwischen Madame de Maintenon und der Princesse des Ursins, der *camarera mayor* der spanischen Königin, soll

die politische Funktion dieser Akteurinnen auf interhöfischer wie europäischer Ebene eruiert werden. Der untersuchte Fall, so die Hypothese Bastians, verweist auf ein strukturelles Phänomen: »die Einbindung adeliger Frauen in die Außenbeziehungen frühneuzeitlicher Höfe«. Es nimmt daher nicht Wunder, dass die Arbeit neben Anleihen aus der Politik- und Kulturgeschichte auch Ansätze der Geschlechtergeschichte aufgreift. Die breite Quellenbasis, die neben den im Mittelpunkt stehenden Korrespondenzen unter anderem normative Quellen wie Traktatliteratur und Lexika einbezieht, erlaubt es, das Verhältnis von Norm und Praxis zu beleuchten. Insbesondere die akribische Auswertung des Briefwechsels zwischen Maintenon und Ursins – der bis dato nur unvollständig ediert und teilweise lückenhaft ist – darf als wichtige Grundlagenarbeit für das Verständnis dieser bedeutenden historischen Akteurinnen gesehen werden.

Den frühneuzeitlichen Hof als Gravitationszentrum der Macht interpretierend, arbeitet Bastian die zentrale politische Rolle heraus, die den beiden Akteurinnen im höfischen Gefüge zukam. Durch die dabei entscheidenden Kategorien der Nähe und des Zugangs zum Herrscher wurden sowohl Madame de Maintenon in Versailles als auch der Princesse des Ursins in Madrid die Teilhabe an den politischen Entscheidungsprozessen des jeweiligen Hofes ermöglicht. Aufgrund ihrer besonders engen Verbindungen zum Herrscher kam ihnen innerhalb der französisch-spanischen Beziehungen gleichsam eine »Scharnierstelle« zu. Das Geschlecht der Protagonistinnen stellte hierbei keinen Hinderungsgrund dar. Im Gegenteil – waren doch gerade die beiden Frauen aufgrund ihrer besonderen Position prädestiniert, einen zusätzlichen Kommunikationskanal zu bilden, den andere Akteure (etwa die männlichen Diplomaten) nicht hätten bedienen können. Es erscheint daher plausibel, dass Bastian das Wirken Madame de Maintenons und der Princesse des Ursins vor dem Hintergrund einer »höfischen Kultur der Außenbeziehungen« verortet, in die Männer und Frauen gleichermaßen involviert waren.

Den Blick von den Rahmenbedingungen auf den Inhalt der Korrespondenz richtend, geht es in der Folge um die Frage, welchen Stellenwert diese Korrespondenz als Teil der diplomatischen Verhandlungen einnahm. Anhand einer überaus konzisen und umfangreichen Analyse, die auch zahlreiche (Neben-)Korrespondenzen der beiden Akteurinnen mit anderen BriefpartnerInnen einbezieht, kann Bastian nachweisen, dass hier nicht nur zwei Frauen miteinander korrespondierten, »sondern dass von miteinander kommunizierenden Gruppen ausgegangen werden muss«. Durch diesen gezielten und breit angelegten Austausch von Informationen bedienten Madame de Maintenon und die Princesse des Ursins ein umfangreiches Netzwerk, welches bei Bedarf aktiviert werden konnte. Dass die beiden Frauen dabei nicht nur bloße Übermittlerinnen im Dienste ihres Herrschers waren, zeigt sich in ihren Bemühungen um Patronage. So gelingt es Bastian überzeugend nachzuweisen, dass Madame de Maintenon und die Princesse des Ursins aufgrund ihrer Nähe zum Herrscher gleichfalls zu zentralen Maklerinnen im königlichen Patronagesystem aufstiegen. Doch abgesehen von dieser erweiterten Korrespondenzebene bildete der Briefverkehr zwischen den beiden Akteurinnen den Kern der Kommunikation und den zentralen Ort der Beratung. Die Korrespondenz, von Ludwig XIV. als Medium der Kontrolle seines Enkels auf dem spanischen Thron intendierte Kanal, entwickelte sich mit der Zeit immer mehr zu einem Instrument der gegenseitigen Beratung bzw. Beeinflussung. Denn obwohl die Quellenlage vor allem für die Princesse des Ursins durchaus lückenhaft ist, kann die Autorin belegen, dass auch die Princesse es vermochte, über ihre Korrespondenz mit Madame de Maintenon direkten Einfluss auf Ludwig XIV. zu nehmen.

Um den konkreten Verhandlungsmodus darzulegen, werden abschließend drei Aspekte der Korrespondenz detailliert betrachtet – die Verhandlungen um Truppen, die Verhandlungen um die Einheit der Kronen und die Verhandlungen um den Thronverzicht Philipps V. So wird am Beispiel der Verhandlungen um Truppen in den Jahren 1705 bis 1709 exem-

plarisch deutlich, dass die Princesse des Ursins auf spanischer Seite eine der zentralen Verhandlungsführerinnen war, die mit mehreren Entscheidungsträgern in Versailles zugleich korrespondierte. Madame de Maintenon leitete ihrerseits die Ansichten des französischen Königs stellvertretend nach Madrid weiter und stellte einen direkten Zugang zu ihm sicher. Das heißt, die beiden Akteurinnen verhandelten in diesem Fall stellvertretend für ihren jeweiligen Herrscher. Indem sie die aktive Rolle Madame de Maintenons und der Princesse des Ursins in ihrer ganzen Breite herausarbeitet, kann Bastian – zusätzlich zu den akteursbezogenen Erkenntnissen ihrer Studie – ihre These der strukturellen Einbindung adeliger Frauen in die Außenbeziehungen frühneuzeitlicher Höfe beispielhaft belegen. Dass sie anschließend noch weitere Beispiele für die Mitwirkung von Frauen in den Außenbeziehungen anführt, wie z. B. Botschaftergattinnen und Agentinnen, verleiht ihrer These zusätzliche Plausibilität.

Mit ihrer Arbeit, die sich überdies durch eine gute Lesbarkeit auszeichnet, hat Corina Bastian einen bedeutenden Beitrag zur Diplomatie- wie auch zur Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit geleistet. So gelingt es ihr zum einen, dem bereits stark beforschten Thema des Spanischen Erbfolgekrieges eine neue, relevante Facette hinzuzufügen. Standen zuvor meist die offiziellen Akteure der beteiligten Mächte im Vordergrund, werden nun erstmals die Akteure »aus der zweiten Reihe« in den Fokus gerückt. Dass es sich dabei nicht selten auch um Frauen gehandelt hat, beeinflusst zum anderen das generelle Verständnis, das wir von der Funktionsweise der frühneuzeitlichen Diplomatie haben. Daher kann die Arbeit gleichsam als ein Anstoß für eine weitere Differenzierung der diplomatischen Praxis des 17. und 18. Jahrhunderts verstanden werden. Dann müsste jedoch auch der Begriff der Geschlechtergeschichte differenzierter angewendet werden, indem nicht mehr die Rolle der Frau, sondern vielmehr das Zusammenwirken beider Geschlechter in den Mittelpunkt gestellt wird.

LARS-DIETER LEISNER (WIEN)

■ Humour and Laughter in History

Elisabeth Cheauré/Regine Nohejl (Hg.), Humour and Laughter in History. Transcultural Perspectives (Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen/History in Popular Cultures; Bd. 15), Bielefeld (transcript) 2014, 138 S., 24,99 €

Mit dem Titel ihres Sammelbandes kündigen die beiden Herausgeberinnen einen transkulturellen Blick auf Humor und Lachen in der Geschichte an. Tatsächlich sind die sechs Beiträge regional und zeitlich breit angelegt. Sie richten den Fokus auf Europa, beziehen aber auch die USA und Russland ein. Die Fallbeispiele reichen vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wer nun neue Impulse für die Erforschung gesellschaftlicher Lachkulturen erwartet, ist nach der Lektüre der ersten Hälfte des Buches zunächst etwas ernüchtert, denn ein großer Teil der Beiträge befasst sich mit Karikaturen und satirischen Zeitschriften, weniger mit dem Lachen selbst. Gleichwohl eröffnet der Band viele unterschiedliche Zugänge und Perspektiven.

In seinem Aufsatz über Alfred und Friedrich Alfred Krupp betrachtet Axel Heimsoth das öffentliche Bild der beiden Unternehmer im Spiegel der Karikatur. Die deutschen Satirezeitschriften präsentierten die Kanonen von Alfred Krupp anfangs als Sinnbild der Überlegenheit deutscher Rüstungstechnik. Von französischer Seite wurde Krupp als neuer, technokratischer Herrscher karikiert, dem sich nun Könige und Regenten unterwerfen müssen. Deutsche Zeitschriften reagierten erst später kritisch auf die hohen Militärausgaben. Im Nachfolger Friedrich Alfred Krupp sahen sie die typische Gestalt des Kapitalisten, der seine Waffen auch in gegnerische Länder exportierte und ein luxuriöses Leben führte. Mehr noch als sein Vater wurde er zur Zielscheibe des Spottes. Mit seinem Tod und der Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft verschwand jedoch die Möglichkeit der personalisierten satirischen Attacke gegen das Unternehmen. Leider kommt die Analyse des Bildprogramms angesichts der ausladenden Schilderung der Firmengeschichte etwas zu kurz.

Da die Karikatur in den Napoleonischen Kriegen ihre erste Blütezeit erlebte, überrascht es nicht, dass auch dieser Epoche ein Beitrag gewidmet ist. Während in der bisherigen Forschung meist die deutsche oder französische Perspektive überwiegt, wählt Elisabeth Cheauré jedoch den russischen Blickwinkel. Sie betrachtet die Schlacht bei Borodino (1812), die zu den blutigsten des 19. Jahrhunderts gehört und in der russischen Erinnerungskultur einen zentralen Stellenwert einnimmt. In rund 200 satirischen Bildern (*lubki*) wird der Konflikt aufgegriffen, man könne daher auch von einem »Krieg der Bilder« sprechen, den beide Seiten mit ihren satirischen Zeichnungen führten. Im Dienst der staatlichen Propaganda Russlands sollten die *lubki* die eigene Überlegenheit verkörpern und durch die Verspottung des Gegners die Kampfmoral der Bevölkerung steigern. Die Fokussierung auf Napoleon war jedoch ambivalent: Er galt als Feind schlechthin, wurde aber zugleich bewundert. Dass der ultimative Aggressor Napoleon nur durch Russland gestoppt werden konnte, war eine Deutung, die in den Kriegen des 19. und 20. Jahrhunderts immer wieder erfolgreich aktiviert wurde. In jüngster Zeit, so die Autorin, werde das Napoleon-Bild – beispielweise in Internetforen – auch satirisch gegen Russland bzw. die autoritäre Herrschaft Putins gewendet.

Lesly Milne richtet ihr Augenmerk auf den verbalen Schlagabtausch während des Ersten Weltkriegs und untersucht die Funktionsweise von Knittelversen in deutschen, französischen und englischen Satireblättern (*Simplicissimus*, *Le Rire* und *Punch*). Antimilitaristische Haltungen wurden mit Beginn des Ersten Weltkriegs rasch durch eine patriotische Perspektive verdrängt, die den Anderen als Aggressor darstellte, gegen den man sich verteidigen müsse. Wie aber kann man einen tendenziell überlegenen Feind wirkungsvoll verspotten? Die Autorin beschreibt mit den Witzduellen eine überraschende Strategie: Die Erzähler bestätigten zunächst vordergründig die Überlegenheit des Gegners, um die Bedeutung dieser Tatsache dann aber im zweiten Schritt mit einer witzigen Bemerkung abzuschwächen. Nach Milne kommt den

Versen daher eine Funktion der Kriegsbewältigung und der Bekämpfung eigener Ängste zu; außerdem sollte der Humor in Kriegszeiten den sozialen Zusammenhalt stärken.

Louisa Reichstätter vergleicht die Satirezeitschriften der Zwischenkriegszeit in Deutschland, Frankreich und Spanien (*Ulk*, *Simplicissimus*, *Le Canard Enchaîné*, *Le Merle Blanc*, *La Esquella de la Torraxta*, *El Be Negre* und *Buen Humor*). Die satirischen Blätter erlebten in dieser Phase eine Blütezeit, gleichwohl mussten sie die republikanischen Werte, die den Freiraum ihrer Arbeit garantierten, ständig verteidigen. Die Autorin untersucht, in welcher Weise historische Beispiele für die Argumentation genutzt wurden. Herausragender positiver Bezugspunkt sei die Französische Revolution, die in den Karikaturen etwa durch die phrygische Mütze symbolisiert werde. Solche Zeichen stünden für die Verteidigung demokratischer und republikanischer Werte. Andere historische Verweise dienten als Negativfolie, in Deutschland etwa das wilhelminische Kaiserreich und die Monarchie. Bei der Reichspräsidentenwahl 1925, so Reichstätter, verfehlten Strategien wie die Schmähung Hindenburgs als Vertreter des vergangenen Kaiserreichs ihr Ziel, weil die Zeichner die Wirkmächtigkeit des Hindenburg-Mythos unterschätzten und positive demokratische Symbole fehlten.

Einen erfrischenden Blick auf den politischen Humor der frühen Stalinära wirft Jonathan Waterlow. Völlig zu Recht kritisiert er die einseitige Einordnung des politischen Humors als Widerstand und plädiert für eine differenzierte Wahrnehmung. Die Witzerzähler strebten in der Regel keine Veränderung des Systems an, sondern beklagten sich über die Widersprüche zwischen offiziellen Versprechungen und dem realen Alltag. Widerstand im Sinne eines bewussten, aktiven Handelns gegen die Regierung leisteten sie damit nicht. Die Verhaftungen erfolgten nicht selten Monate nach der »Tat«, sodass sich die Betroffenen oft keines Vergehens bewusst waren. Für sie war der Witz eine Bewältigungsstrategie, um mit der Willkür des Staates und dem Gefühl der Machtlosigkeit umzugehen. Waterlows Beitrag steht damit

in einer Linie jüngerer Publikationen, die das einseitige Bild vom politischen Witz in autoritären Regimen hinterfragen. Substanz gewinnen seine Beobachtungen, weil sie sich nicht auf die Nacherzählung der Witze beschränken, sondern durch eine umfangreiche Analyse von geheimdienstlichen Stimmungsberichten und juristischen Anklagen der Erzählsituation und der Verfolgungspraxis nähern.

Der letzte Beitrag führt mit der Geschichte des Kampfes der Spartaner gegen die persische Armee zunächst in die Antike, landet dann aber mit der Kinoverfilmung *300* (Regie: Zack Snyder, USA 2007) schnell in der Gegenwart. Der martialisch inszenierte Schlachtenfilm, so Sabrina Feickert, habe aufgrund der Glorifizierung des spartanischen Kampfes und der einseitigen Klischees zu heftigen Kontroversen geführt. Während die heldenhaft kämpfenden und gut organisierten Spartaner ein heteronormatives Geschlechterbild verkörpern, erscheint die persische Armee in der ironiefreien Verfilmung als gesichtslose Masse, deren Andersheit unter anderem durch abweichende sexuelle Orientierungen visualisiert und abgewertet wird. Die Empörung über die im Film vermittelten Geschlechterrollen führte im Internet zu einer beachtlichen Welle von Parodien, in denen Homophobie und Heteronormativität auf satirische Weise hinterfragt wurden. Die Autorin interpretiert *300* als typisches Produkt der Ära Bush und sieht in der Rhetorik des Films auch Verbindungen zum »War on Terror«.

Es ist bemerkenswert, dass viele der Beiträge mit kriegerischen Auseinandersetzungen zu tun haben. Reduziert sich die Geschichte im Lachen wieder auf das alte Bild der Kriege und großen Persönlichkeiten? Es wäre sicher aufschlussreich, die in einigen Beiträgen aufgeworfene Frage nach den Akteurinnen und Akteuren weiter zu vertiefen. Wo werden Strukturen kritisiert, wann richten sich Karikaturen gegen Personen? Leider kommen in diesem Sammelband Betrachtungen zur Rezeption der satirischen Beiträge und die Analyse des Lachens als gesellschaftliche Praxis zu kurz. Positiv hervorzuheben ist, dass die Autorinnen und Autoren mit klassischen Interpretationen

aufräumen, die Humor und Lachen einseitig einer kritischen oder widerständigen Haltung zuordnen. Denn nicht selten stand auch die Satire im Dienst des Staates oder des nationalistischen Patriotismus.

ECKART SCHÖRLE (SCHWERIN)

■ Yella Hertzka (1873–1948)

Corinna Oesch, Yella Hertzka (1873–1948). Vernetzungen und Handlungsräume in der österreichischen und internationalen Frauenbewegung, Innsbruck u. a. (Studienverlag) 2014, 304 S., 12 Abb., 34,90 €

Der Name Yella Hertzka ist in der österreichischen Erinnerungskultur wenig verankert. Warum konnte eine der bedeutendsten Frauenrechtlerinnen des 20. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten? Mit dieser zentralen Ausgangsfrage fokussiert Corinna Oesch eine Akteurin der österreichischen und internationalen Frauenbewegung.

Mit Yella Hertzka behandelt die Autorin eine Frauenrechtlerin jüdischer Herkunft, deren Name einerseits mit wichtigen Wiener Frauenvereinen und Institutionen, andererseits mit der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit (IFFF) eng in Verbindung steht. Das Buch ist eine Pionierarbeit, denn erstmals wird das Wirken einer wichtigen österreichischen Frauenrechtlerin auf nationaler, vor allem aber internationaler Ebene analysiert.

Mit Blick auf die persönlichen Handlungsräume Hertzkas – ihre Einbindung in Frauen- und pazifistische Bewegungen, Sozialreform, die Musikszene Wiens sowie ihre Flucht und ihr Exil – fragt Oesch generell nach den Handlungsmöglichkeiten sowie Handlungskriterien und -strategien von Frauen in der ersten Frauenbewegung in westlichen Ländern.

Ziel ihrer Arbeit ist, das transnationale Agieren am Beispiel der Biografie Hertzkas aufzuzeigen und für Forschungen zu Frauen- bzw. sozialen Bewegungen nutzbar zu machen.

Die Autorin nähert sich Yella Hertzkas Biografie mit der Theorie der *auto/biography* (Liz

Stanley) an, um ihre These, dass »Beziehungen und spezifische Arten der Vergemeinschaftung für Aktivitäten grundlegend waren«, zu untermauern. Der Begriff »Vernetzung«, verstanden als Prozess des Interagierens und der Veränderlichkeit von Beziehungsnetzen, und »Handlungsraum« als Modell der Ordnung und Deutung dienen ihr dabei sowohl als biografischer als auch methodischer Zugang. Mit »Vernetzung« hebt Oesch wiederkehrende Handlungsmuster, die persönliche Vernetzungen förderten und u. a. aus Beziehungen und Verbindungen resultieren, hervor, um Strategien der persönlichen Vernetzungen zu erschließen (Synthese). Der Vorteil des Terminus sei, so die Autorin, dass er im Gegensatz zum Raum keine Begrenzung suggeriere. Das Konzept der Handlungsräume stehe wiederum für die Rekonstruktion von Handlungszusammenhängen und ihre diskursive Einbettung (Analyse). In der Anwendung dieser zwei – nach Oesch teils gegensätzlichen – analytischen Konzepten sieht die Autorin den Vorteil, dass »die Konstruktion von Handlungsräumen durch die Perspektive der Vernetzungen wieder aufgelöst [wird]«. Oesch bezieht sich in ihrer Arbeit insbesondere auf (weniger neue) Forschungen zu Kommunikationskultur und Beziehungsformen in Frauenbewegungen (Ulla Wischermann, Leila J. Rupp u. a.); nur punktuell geht sie auf Konzepte der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung ein. Darüber hinaus verwendet sie den Begriff der Interdependenzen (*intersectionality*), »um jene interdependente Faktoren zu [...] beschreiben, die Machtdifferenzen und Hierarchien in Frauenbewegungen hervorbrachten«. Ihre Studie gliedert sich in zwei Teile.

Im ersten Teil nimmt Oesch die Vernetzungen Yella Hertzkas in den Blick. Hier erörtert sie die *pre-existing networks*, das Rekrutierungspotenzial und die Vernetzungsstrategien, um nicht nur Strukturen, sondern auch allgemeine Grundlagen von Vernetzungspraktiken der Protagonistin der ersten Frauenbewegung zu analysieren. Die strategischen Grundlagen der Vernetzungen definiert sie mit den Begriffen *Reisen*, *Rassemblements* (Kongresse, Konferen-

zen und Meetings), Korrespondenzen, Publikationen und Gastfreundschaft. Anhand dieser Strategien nimmt Oesch anschließend die Vielfalt der Vernetzungen Yella Hertzkas in den Blick.

Der erste Teil des Buches schließt mit Aspekten persönlicher Beziehungen der Frauenrechtlerin, die, so die Autorin, »in eine spezifische Form des politischen Handelns« in der internationalen Frauenfriedensbewegung während der Zwischenkriegszeit mündeten. Anhand der Vernetzungsstrategien Hertzkas bestätigt Oesch die bereits in einschlägiger Forschung zu Frauenbewegungen hervorgehobene »politics of friendship«, zugleich verdeutlicht sie anhand der Protagonistin die enge Verflechtung von Privatem und Öffentlichem.

Im umfangreichen zweiten Teil des Buches werden dann die konkreten Handlungsräume analysiert. Hier rekonstruiert die Autorin fünf Tätigkeitsbereiche Yella Hertzkas: den Frauenklub in Wien, die erste Gartenbauschule für Frauen in Wien-Grinzing, die IFFF, Flucht und Exil sowie den Musikverlag *Universal Edition*. Diese Handlungsräume verkörpern nach Oesch sowohl den transnationalen Dialog als auch den Internationalismus im Wirken Hertzkas. Am umfassendsten geht sie dabei auf den Frauenklub in Wien sowie die IFFF ein. Interessant ist, dass die Autorin auch die Handlungsräume »Flucht« und »Exil« und den Musikverlag *Universal Edition* fokussiert. Einerseits, um das frauenpolitische Engagement und widerständige Handeln Hertzkas, die als Jüdin und Pazifistin im Nationalsozialismus verfolgt und diskriminiert wurde, zu reflektieren. Andererseits skizziert sie die wenig beachtete berufliche Tätigkeit der Frauenrechtlerin in dem männlich dominierten Musikverlag, in dem Hertzka gemeinsam mit ihrem Ehemann wirkte und nach dessen Tod die Position als Großaktionärin im Verwaltungsrat innehatte.

Die Untersuchung des Handlungsraumes der Frauen- und Friedensbewegung offenbart sich der Rezensentin als umfangreichstes und spannendstes Kapitel. Hier gelingt es Oesch überzeugend, Anspruch und Wirklichkeit der Internationalität innerhalb der IFFF darzule-

gen. So stellt sie nicht nur einen Antagonismus zwischen Gründungsmitgliedern und Liga-Aktivistinnen fest, sondern auch einen »Konflikt um die Inter/nationalität der Frauenliga, der mit der Konstruktion eines westlichen Internationalismus und östlichen Nationalismus einherging«.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Oesch den Anfängen der IFFF in Österreich und der Rolle Yella Hertzkas, die als erfolgreiche Lobbyistin und Vorsitzende der österreichischen Sektion zur führenden Vertreterin der Internationalen Frauenliga avancierte. Oesch's Untersuchung zeigt, wie Hertzka in der Organisation des dritten internationalen Kongresses der IFFF 1921 in Wien involviert war. Gemäß der angestrebten Internationalisierung der Organisation konnten dort bis dato nicht repräsentierte europäische und nichteuropäische Länder teilnehmen. Dank persönlicher Kontakte lancierte die österreichische Frauenrechtlerin unter anderem die Gründung einer ukrainischen und serbischen Sektion. Die Autorin weist insbesondere anhand der Einladungspolitik Hertzkas darauf hin, dass Arbeits- und Freundschaftsbeziehungen grundlegend für die »Aufrechterhaltung einer transnationalen Bewegungsgemeinschaft« waren. Hertzka empfing in ihrem Wiener Haus, »a center of internationalism«, wie Oesch es bezeichnet, regelmäßig ausländische Frauenrechtlerinnen und Pazifist*innen. Auch rekonstruiert die Autorin den Konflikt und die Spaltung innerhalb der österreichischen Sektion im Jahr 1922, ein Konflikt, der auf einem Führungsstreit in der Frauenliga beruhte und die Abwahl des Vorstandes und der Präsidentin nach sich zog. Der bis 1934 anhaltende Disput innerhalb der österreichischen Sektion gipfelte schließlich in Auseinandersetzungen um die Repräsentation der IFFF in Österreich und die Aufspaltung in unterschiedliche politische Gruppen mit divergierenden Auffassungen zum pazifistischen Engagement. Im Weiteren beleuchtet Oesch zudem die Arbeit Yella Hertzkas in der ökonomischen und osteuropäischen Kommission des IFFF.

Zusammenfassend sind der methodologische und analytische Zugang des Buches sowie

die Auswertung umfangreicher Primärquellen durch die Autorin zu loben. Corinna Oesch gelingt es, das internationale Engagement Hertzkas und ihre persönlichen Beziehungen innerhalb der internationalen Frauenorganisation herauszuarbeiten sowie ihr lokales Engagement in der österreichischen Frauenbewegung in ein neues Licht zu rücken. Die Autorin kehrt zudem zu ihrer Ausgangsfrage zurück und begründet die fehlende Erinnerung an Yella Hertzka nicht nur mit der Vertreibung der Frauenrechtlerin durch die Nationalsozialist*en aus Österreich, sondern eben auch mit Hertzkas internationalen Aktivitäten, die einen institutionalisierten Gedächtnisort auf internationaler Ebene voraussetzen würden.

Ein detailreiches und lesenswertes Buch für Historiker*innen, die nicht nur an der Geschichte der österreichischen Frauenbewegung und Frauenbewegungsgeschichte interessiert sind. Es leistet einen wichtigen Beitrag sowohl zu Forschungen über Frauen- als auch über soziale Bewegungen und wirft zugleich weiterführende Fragen auf, so beispielsweise die Frage nach den Handlungsmöglichkeiten ostmittel- und südosteuropäischer Liga-Aktivistinnen angesichts des Konflikts um die Inter/nationalität der Frauenliga.

ANGELIQUE LESZCZAWSKI-SCHWERK
(DRESDEN)

■ Natur und Industrie im Sozialismus

Tobias Huff, Natur und Industrie im Sozialismus. Eine Umweltgeschichte der DDR (Umwelt und Gesellschaft; Bd. 13), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, 470 S., 9 Abb., 4 Karten, 1 Tab., 49,99 €

Es gebe in der DDR keine »sterbende[n] Wälder«, brüstete sich Erich Honecker in einem Interview mit der *ZEIT* im Januar 1986. Zu diesem Zeitpunkt hatte das »Waldsterben« in der Bundesrepublik bereits ein halbes Jahrzehnt lang heftigste Umweltdebatten entfacht. Die Trauerbilder der kahlen Fichten aus dem

ostdeutschen Erzgebirge gehörten längst zum visuellen Standardrepertoire des siechenden Waldes. Sie hatten die DDR, der zuvor durchaus Respekt in Sachen Umweltschutz gezollt wurde, längst an die Spitze der Liste der Umweltsünder katapultiert. Auch wenn die Forschung den alarmistischen Grundton der Debatte enttarnt und die Realität des beklagten Niedergangs des »deutschen Waldes« in Frage gestellt hat, ist zutreffend, dass die »Waldsterbensdebatte« ein entscheidender Auslöser gesellschaftlichen und politischen Umweltengagements in der Bundesrepublik war.

Tobias Huff geht in seinem Buch der Frage nach, warum die beiden deutschen Staaten Waldschäden – vermeintliche und reale – so unterschiedlich verhandelten und sie in Gesellschaft und Politik so ungleich widerhallten. Das Buch ist eine weitere richtungsweisende Studie aus dem Freiburger DFG-Projekt »Und ewig sterben die Wälder«. Es leistet einen grundlegenden Beitrag zur noch immer in den Kinderschuhen steckenden Umweltzeitgeschichte des Realsozialismus und ergänzt die bisher insgesamt noch raren umwelthistorischen Forschungen zu Ost- und Ostmitteleuropa (Exemplarisch: Petr Jelicka, Paul R. Josephson, Zuzsa Gille, Eagle Glassheim, Scott Moranda, Jonathan Oldfield Douglas Weiner). Darüber hinaus zeigt Huff, dass die DDR-Geschichte eben noch nicht »ausgeforscht« ist. Dabei geht es dem Autor ausdrücklich darum, mit dem vereinfachenden, meist teleologischen Narrativ vom »ökologischen Musterstaat« Bundesrepublik versus »ignorante, vertuschende DDR« zu brechen, ohne dabei dem realsozialistischen Umweltschutz zu lobhudeln. Als probate Mittel wählt er dafür einen akteurszentrierten Ansatz und eine mehrdimensionale Kontextualisierung – sowohl innerhalb der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der DDR als auch einer deutsch-deutschen Verflechtungsgeschichte, die hin und wieder über die westlichen und östlichen Grenzen hinausblickt. Eigene Problemlösungsstrategien der DDR oder zumindest deren Ansätze werden dabei ebenso ernst genommen wie Transferprozesse von Wissen und Praktiken.

Jedem der vier Jahrzehnte DDR-Geschichte widmet Huff ein Kapitel. Dabei kreuzt sich diese auf den ersten Blick etwas schulbuchhafte Chronologie sehr gut mit den umwelthistorisch relevanten Eckdaten, die Huff als Zäsuren wählt. Bereits in den 1950er Jahren existierte auch in der DDR ein (akademisches) Bewusstsein für bedrohte Ökosysteme wie den Wald. Damit beschäftigt sich das erste Kapitel. Kernaussage ist die Existenz eines Spielraums für wissenschaftliche und politische Auseinandersetzungen um alternative Konzepte zum Landschaftsschutz – solange sie auf einem marxistisch-anthropozentrischen Umweltverständnis fußten. Huff verdeutlicht dies überzeugend am Wirken zweier Wissenschaftler, dem Landschaftsarchitekten Reinhold Lingner und dem Rauchschadensforscher Erich Zieger. Beide setzten sich mit Waldschäden durch Industrieabgase auseinander und entwickelten Lösungsstrategien, die Expertenkreise und Arbeitsgruppen eifrig diskutierten und die zumindest temporär politisch Gehör fanden. Im Gegensatz zum klassischen Naturschutz in der Bundesrepublik der 1950er Jahre schlossen sich Naturschutz und planmäßige Umgestaltung der Natur in der DDR und den anderen sozialistischen Ländern nicht aus. Das haben jüngst auch Klaus Gestwa und – ebenfalls am Beispiel des Waldes – Stephen Brain für die frühe Sowjetunion belegt.

Letztlich fehlte es jedoch nicht nur an politischem Willen, sondern auch an Geld, um diese weitreichenden Strategien umzusetzen – ein Dilemma, das die restlichen drei Jahrzehnte der DDR-Umweltgeschichte durchzog. Funke nun noch der historische Zufall dazwischen, beispielsweise der plötzliche Tod Ziegers 1960, konnten ausgefeilte Projekte wie dessen Rauchschadensverordnung jahrelang in Schubladen verschwinden. Ziegers Nachfolger, der Pflanzenchemiker Hans-Günther Däßler, zentrale Figur des zweiten Kapitels, profitierte zumeist von den ambivalenten Entwicklungen der 1960er Jahre. Die starke Machtsicherung der SED durch Mauerbau, die Dritte Hochschulreform sowie Ulbrichts auf Effizienz zielende Wirtschaftsreform wirkten sich auch auf das

Naturverständnis aus. Wissenschaftliche (Umwelt-)Expertise war dabei in politischen Entscheidungsprozessen durchaus stärker gefragt als zuvor. Zumindest in Fachkreisen konnte die partielle Offenheit genutzt werden, um die Politik wegen der zunehmend wahrnehmbaren Waldschäden im Erzgebirge direkt anzuprangern und intensiviertere Forschungen zu Entschwefelungstechniken zu fordern.

Einiges deutet darauf hin, dass die weltweite »ökologische Revolution« um 1970, die Joachim Radkau (Ära der Ökologie) identifizierte, nicht an den Grenzen der DDR Halt machte. Beide deutsche Staaten begannen, Ende der 1960er Jahre, Seite an Seite mit anderen Ländern, Umweltschutz auf Regierungsebene zu verankern. Dabei war die DDR oft einen Schritt voraus: 1972, 14 Jahre vor der Bundesrepublik, schuf sie ein Umweltministerium. Die »Entdeckung der Umwelt« durch die SED, auf die Huff im dritten Kapitel fokussiert, schlug sich in einem international fortschrittlichen Umweltrecht nieder. Allerdings nicht aus umweltrelevanten Beweggründen. Huff bestätigt letztlich die in der Forschung bisher nur oberflächlich belegte These, dass die DDR-Regierung Umweltschutz als außenpolitischen Joker einsetzte, um die internationale Anerkennung des Staates voranzutreiben. Nach erfolgter Anerkennung erlosch auch das letzte Interesse an ökologischen Fragen, die Umweltsituation verschlechterte sich rasant.

Der ereignisreichsten Phase der Umweltgeschichte der DDR, den 1980er Jahren, ist das umfangreichste Kapitel vorbehalten, was sowohl inhaltlich als auch aufgrund der Quellenlage Sinn hat. Mit dem internationalen Verfall der Erdölpreise, zuvor eine wichtige Deviseneinnahmequelle der DDR, stand ab 1985 immer weniger Geld für Umweltschutzinvestitionen zur Verfügung. Auch verliefen die Bemühungen, ökonomisch tragfähige und funktionierende Entschwefelungsverfahren zu entwickeln, im Sande. Wer nicht Augen und Nase verschloss, so Huff zutreffend, musste »zwangsläufig die Glaubwürdigkeit der SED in Zweifel ziehen«. Neben der Wissenschafts- und Regierungsebene treten nun auch die Bevölke-

rung und die erstarkende Umweltbewegung, sowohl die oppositionelle als auch die eilig von der SED im Kulturbund geschaffene, in Erscheinung. Als »Anfang vom Ende« der DDR macht Huff aus umwelthistorischer Perspektive den Überfall der Staatsicherheit auf die Berliner Umweltbibliothek im November 1987 aus – ein streitbarer Befund, weil eine Sensibilisierung und Politisierung der Bevölkerung schon nach der Katastrophe von Tschernobyl einsetzte. Einen tiefen Einschnitt im Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft markierte der Überfall indes in jedem Fall. Doch auch wenn mit der stickigen Luft nun ökologische Diskussionen bis in nahezu alle Ecken der DDR drangen, die Mehrheit der Bevölkerung erreichte der Umweltschutzgedanke nicht. Von der sozialen und politischen Sprengkraft, die er in der späten Sowjetunion entfaltete, wo er Massen mobilisierte, blieb er in der DDR weit entfernt. Huff schlussfolgert, dass diese verbreitete ökologische »Unbefangenheit« weniger auf Strukturmerkmalen der DDR basiert habe als vielmehr auf einem weitgehend ausgebliebenen Wertewandel. Dieser habe auch dazu geführt, dass die Bevölkerung ökologische Belange der Warenproduktion unterordnete. Mit einem vergleichenden Blick auf andere realsozialistische Länder kann dieser Befund vielleicht ausgeweitet und differenziert werden. Allerdings bedarf es dafür noch der Forschung.

Der akteurszentrierte Ansatz Huffs ist sehr aufschlussreich, weil er den Handlungsspielraum von Individuen offenbart. Auffällig ist allein der Mangel an Akteurinnen. Ist die Umweltgeschichte der DDR eine Geschichte der Männer? Zumindest in Bezug auf die Umweltbewegung, insbesondere die Basisarbeit, ist das stark anzuzweifeln. Wo sind Maria Nooke, Erika Drees, Hannelore Gilsenbach oder Erna Kretschmann, um nur einige zu nennen? Das Beispiel von Antje Wilde aus dem Arbeitskreis Ökologie der Domgemeinde Magdeburg hätte sich darüber hinaus angeboten, auch über die ambivalente Rolle des MfS zu reflektieren. Wilde agierte von 1986 bis 1988 in einer Doppelfunktion: sowohl als IM »Simone Pietsch« als auch als überzeugte Ökologin.

Insgesamt liefert Huff mit seinem dichten und sehr informierten Buch in der Tat, was er selbst einfordert: eine nüchterne und autonome Aufarbeitung. Sein sicherer und innovativer Umgang mit einer ganzen Reihe von Konzepten und Ansätzen aus Geschichts- und Sozialwissenschaften macht sie zudem methodisch äußerst anregend. Allein eine systematische Straffung – vor allem der ersten beiden Kapitel – hätte das Buch noch lesenswerter gemacht. Angesichts der erbrachten Leistung sowohl für die deutsch-deutsche als auch die Umweltzeitgeschichte ist diese Kritik allerdings vernachlässigbar: Für beide Forschungsbereiche ist das Buch ein wesentlicher und höchst überfälliger Beitrag.

MELANIE ARNDT (REGENSBURG)